

Erinnerungen aus meinem Leben,

das am 8. Mai 1909 in Berlin gegen 5 1/2 Uhr morgens in der Wohnung meiner Eltern in der Mirbachstraße 26, Berlin O 112, begann. Mein Vater Georg Schacht, geb. am 20. August 1875, war damals Schutzmann bei der Polizei. Meine Mutter wurde am 30. Dezember 1882 in Berlin geboren, desgl. mein Vater ^{in Berlin} die kleine 1-Zimmerwohnung in der Mirbachstraße kann ich mich nur schwach erinnern, sie hatte eine gemütliche kleine Küche mit einem Sofa darin. Ein Balkon mit der Aussicht zur Samariterkirche war auch davor. Einige Zeit später zogen dann meine Eltern in eine größere Wohnung in der Samariterstraße 14. Hier spielte sich meine ganze Kindheit mit Freude und Leid ab. Einige Erlebnisse aus meiner frühestens Kindheit, so ungefähr meinem vierten und fünften Lebensjahre waren eine Harzreise und eine Rheinreise nach Köln, wo wir einen Cousin meines Vaters, Gustav Schacht, der in Köln, am Blaubach 36, ein Geschäft für Uhren, Gold- und Silberwaren besaß, besuchten. Wir unternahmen von dort aus auch eine Fahrt mit einem Rheindampfer bis Koblenz; meine Mutter hatte einen weißen Strohhut aus Panama auf, sie sah darin sehr chic aus. Ob wir die Harzreise im selben Jahr oder später unternahmen, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls kann ich noch erinnern, daß der Ort Blankenburg hieß und ich auf den Spaziergängen stets wie eine wilde Hummel vor meinen Eltern herlief, was zur Folge hatte, daß ich auf den steinigen und steiligen Wegen oft hinfiel und meistens zerschundene und dickgepflasterte Knie hatte. Auf dem Hexentanzplatz schaute ich mit Spannung und gruseligem Gefühl umher, wo denn nun endlich die Hexen auf den Besenstielen herangeritten kamen.

Meine Mutter war eine geschickte Schneiderin, sie hatte diesen Beruf erlernt und nähte mir die schönsten Kleider. Ich bekam einmal zu Pfingsten ein weißes Kleid mit Spitzen verziert, dazu weiße Schuhe. Das war dann eine heilige Handlung, mich am Pfingstmorgen so anzukleiden und mein langes Haar offen tragen zu dürfen. Damit mich auch gar alle Kinder auf der Straße darin bewundern konnten, stürmte ich morgens die Samariterstraße hinunter zum

Milchläden, um Milch zu holen. Damals hatten diese Läden noch an Sonn- und Feiertagen vormittags geöffnet. Ja, meine Kindheit spielte sich meist in der Nähe der Samariterkirche ab, wo wir auf der Steintreppe an der Kirchennebenseite mit unseren Puppen spielten oder auf der Bank der gegenüberliegenden Promenade, wo im Frühling die schönen Rotdornbäume blühten.

Aber dann kam der böse Krieg - mein Vater kam ins Krankenhaus und erlitt eine Ohrenoperation. Ich kann mich nur noch dunkel erinnern, daß ich ihn mit meiner Mutter im Virchow-Krankenhaus besuchte. Es war ein großer Krankensaal, mein Vater sah dünn und abgemagert aus in seinem weißen Krankenhausanzug, als er uns entgegenkam.

Die darauffolgende Hungerzeit habe ich noch nicht vergessen. Es gab fast jeden Tag Kohlrüben. Meine Mutter zog mit dem Bleistift Linien auf dem Brot, für jeden Tag genau, sonst hätte das Brot für die Woche nicht gereicht. ^{3/4}Butt oder Fett gab es so gut wie gar nicht.

Bald begann auch der Ernst des Lebens für mich - die Schule. Diese befand sich in der Samariterstraße, nicht weit von unserer Wohnung. Sie hieß damals noch Gemeindeschule. Meine Klassenlehrerin war Fräulein Noack, eine Lehrerin, die wir alle liebten und verehrten. Der Besuch der Schule machte mir ungeheuren Spaß, da mir das Lernen leicht fiel. Die Plätze auf den Bänken wurden auch nach den Leistungen der Schülerinnen eingeteilt, so befand ich mich dauernd auf der ersten Sitzbank (das ist hier nun durchaus nicht übertrieben). Als ich zehn Jahre alt wurde, befürwortete die Lehrerin, mich auf eine höhere Schule zu bringen. Das war dann die Luise-Otto-Peters-Schule in Berlin O 17, Grüner Weg 16. Mein täglicher Schulweg war nun bedeutend weiter, ca. eine 3/4 Stunde Fußweg. Im Winter kauften mir meine Eltern eine Monatskarte für die Stadtbahn, aber die Wege zu den Stadtbahnhöfen waren auch nicht gerade sehr nahe. Auch hier in der Mittelschule machte mir das Lernen Freude, vor allem der Sport, jeden Donnerstag hatten wir Ballspielen und Turnen in dem großen Treptower Park, wo es enorm große Spielwiesen gab und eine große Badeanstalt.

Vor meiner Realschulzeit, so zwischen 1917/1918, erlebten wir in Berlin noch die schrecklichen Revolutionsjahre. Man hörte Tag und Nacht Schießereien. Da wir in der vierten Etage wohnten, mußten wir oft in unseren Keller. Wasser und Licht waren abgesperrt. Ich weiß noch, daß ich eines späten Abends in der Dunkelheit mit Hausbewohnern zur Frankfurter Allee am Ende der Samariterstraße lief; dort befand sich auf dem Bürgersteig eine Pumpe. Diese Pumpen sind für Berlin charakteristisch, sie stellen eine Tierfigur dar, die beim Pumpen Wasser aus dem Maul hergab. Wie war ich glücklich, nachdem ich lange in einer Menschenschlange warten mußte, einen Eimer mit dem kostbaren Naß zu bekommen. Aber plötzlich ging die Schießerei wieder los - wir flüchteten alle in einen Hausflur. Dort sah ich dann, daß eine Frau am Boden mit angeschossenen Beinen lag. Sie war auch unter uns Wasserholern. Ein Mann hatte eine Taschenlampe und beim spärlichen Schein sah ich die blutigen Knie der Frau. Ich rannte voller Entsetzen nach Hause, und da stand mein Vater vor der Haustür auf der Straße und nahm mich wortlos in die Arme. Wir waren froh wieder beisammen zu sein. Mein Eimer war bei dem Rennen nach Hause nur noch halb voll Wasser, aber wir waren froh überhaupt welches zu haben. Als Kind nimmt man wohl diese schrecklichen Begebenheiten nicht so bewußt in sich auf. Eines Tages erschienen Regierungssoldaten und kontrollierten unseren Hausboden nach Spartakusrevolutionären, die sich damals dort versteckt hielten und überall planlos auf Menschen schossen, die sie zu Gesicht bekamen. Wir atmeten auf, daß mit Hilfe der Soldaten wieder Ordnung in das wüste Durcheinander kam, denn niemand wagte sich mehr recht auf die Straße. Wenn mein Vater zum Dienst ging, mußte er eine rote Armbinde an seiner Polizeiuniform anlegen, um sich mit den Revolutionären solidarisch zu zeigen. Ja, Berlin war schon immer eine aufregende Stadt. - Als dieser ganze Spuk endlich vorüber war, kam die Zeit der Inflation. Mein Vater brachte jeden Tag von seiner Dienststelle im Polizeipräsidium am Alexanderplatz neues Geld nach Hause, wofür dann meine Mutter knapp zum Essen einkaufen konnte. An der Ecke der Schreinerstraße befand sich das Buttergeschäft von der Firma Reichel, dort befand sich im Schaufenster ein Automat, der die stündlich ansteigende Geldentwertung anzeigte.

Meine Schuljahre in der Realschule verliefen froh und unbeschwert, bis zum Tage meiner Konfirmation am 9. September 1923. Am Vorabend dieses 9.9.23 brachte erst mal der Bruder meines Vaters, Onkel Karl, zu uns die Nachricht, daß meine Großmutter - die Mutter meiner Mutter - im Krankenhaus nach einem erlittenen Schlagfall verstorben war. Die Todesnachricht, die uns bei den Vorbereitungen für meine Konfirmationsfeier überraschte, senkte natürlich sehr unsere allgemeine Stimmung. Ein befreundetes junges Mädchen, Christel Kusenack, die zu dieser Zeit bei uns zu Besuch war, half uns in ihrer stillen, lieben Art sehr, die Situation zu meistern. Aber zu allem Unglück folgte für mich eine in der darauffolgenden Nacht schmerzliche Wende meines jungen Lebens. Urplötzlich überfielen mich wahnsinnige Rückenschmerzen, man versuchte, sie durch Einreibungen und Massagen zu lindern, nichts half. Ich lief in der Nacht verstört und verzweifelt durch die Wohnung und fand erst gegen Morgen etwas Schlaf. Ich schleppte mich dann um 1/2 10 Uhr morgens zum Gemeindehaus, wo wir uns bei unserem Pastor Schmidt versammeln sollten. Er führte uns dann alle in einem geschlossenen Zug über die Straße zur Samariterkirche. Was dann in der Kirche geschah, ist nur noch in dunkler Erinnerung bei mir. Als der Pastor uns am Altar den Segen erteilte, und wir wieder aufstehen mußten, versagten mir meine Knie. Ich stürzte, und man mußte mich hinweg begleiten. Ich konnte diesen Vorfall nicht so recht erfassen, ob es Schwäche infolge der seelischen Erregung war oder sonst etwas. In mir war rätselhaftes Fragen, was überhaupt in mir vorging. So war denn auch bereits mein Konfirmationstag überschattet, und ein trauriges Kapitel in meiner Kindheit begann. Unser Hausarzt, Dr. Cohn, den meine Eltern zu Rate zogen, konnte sich dieses Krankheitsphänomen nicht erklären - es war eine Lähmung, die vom Rücken ausging und sich bis in die rechte Seite des Beines fortsetzte.

Meine Eltern konsultierten alle möglichen Ärzte, sie fuhren mit mir zur Universitätsklinik, dort empfahl man die weitere Behandlung mit Massagen und Galvanisierung, da nach ihrer Meinung dies nur ein leichter Fall wäre. Vielleicht liegt es in

meiner Natur, schwierige Lebenslagen mit eiserner Selbstdisziplin zu überwinden zu versuchen. Wegen der täglichen Heilbehandlung konnte ich monatelang die Schule nicht besuchen, meine Mitschülerinnen bemühten sich in rührender Weise um mich, und meine Lehrer hatten ein einmaliges Verständnis für meine Lage, denn trotz des großen Lernausfalls versetzte man mich in die nächsthöhere Klasse mit dem Zeugnisvermerk: "Aufgrund ihrer früheren Leistungen ..." Als ich einigermaßen wieder laufen konnte, holte mich jeden Morgen meine Freundin Gerda, jetzt Frau Bärschneider, von zu Hause ab und begleitete mich zur Schule, nach Schulschluß brachte sie mich wieder nach Hause. Ich denke in Dankbarkeit zurück.

Diese Leidenszeit habe ich immer versucht, tapfer zu überstehen, auf vieles mußte ich verzichten, was zu den Freuden der Kindheit gehörte, sei es im Sport, Schulwandern, Schwimmen usw.. In meinem ganzen späteren Leben, bis auf den heutigen Tag habe ich mich eisern bemüht, damit fertig zu werden und alle Schwierigkeiten, die mir infolge dieses Leidens doppelt schwer fielen, zu überwinden. Ich habe nie etwas davon zu meinen Kindern erzählt, aber sie sollen es nun durch diese Niederschrift erfahren, vielleicht wird es ihnen dann doch zum Bewußtsein kommen, daß ich in vielen Dingen gehandicapt gewesen bin, wenn einmal die Kraft nicht so ausreichte. Aber, wenn ich zurückdenke, weiß ich, daß Gott mir in allem immer die nötige Kraft dazu verlieh. Ein neuer Lebensabschnitt begann nach dem Abschluß in der Mittelschule. Darnach besuchte ich die Höhere Handelsschule (HH 1, Selecta) in Berlin SO, Brandenburgstraße. Klassenlehrer war Dr. Derbolowski. Auch hier erfolgreicher Abschluß nach einem Jahr. Leider sind meine Schulzeugnisse allesamt durch den Bombenkrieg in Berlin verloren gegangen, aber nun, da ich dies niederschreibe, nützen sie mir ja auch nichts mehr. Es war das Jahr 1926 nach meinem Schulende, man hatte in Berlin die Inflation noch nicht ganz überwunden, das Heer der Arbeitslosen war groß, und ich wollte irgendwo einen Beruf erlernen, um Geld zu verdienen. Täglich nahmen wir uns die Annoncen in der Zeitung vor, wo junge Bürokräfte gebraucht würden. Aber sobald man dort ankam und sich bewerben wollte, stand bereits eine lange Schlange von Bewerbern vor der Tür, also wieder auf ein nächstes Angebot warten. So bekam man schon frühzeitig die Bitternis des Existenzkampfes zu spüren. Ich hatte eigentlich

sowieso keine rechte Neigung für den kaufmännischen Beruf, ich wollte sehr (gern eine Schule für Modezeichnen besuchen. Da man jedoch zu Hause keine rechte Vorstellung für diesen Beruf hatte un-d demgemäß auch kein Verständnis zeigte, ließ ich es, weiter danach zu drängen. Vielleicht war auch der Trend zum Büroberuf für mein späteres Leben mehr von Nutzen, wer weiß es?

So fing dann der Ernst des Berufslebens für mich bei dem Rechtsanwalt Dr. Horst Rosenkampff, in Berlin W, Charlottenstr. 28, an. Dr. Rosenkampff, ein Anwalt von damals vielleicht 38 Jahren, führte dort eine große Praxis, auch Büro- und Sprechzimmer waren elegant eingerichtet. Mir machte dann nach und nach die Arbeit dort Freude, ich bekam Einsicht in das Zivil- und Strafrecht, außerdem erhielt ich im Umgang mit den Mandanten eine gewisse Selbstsicherheit. Ich habe dort auch viel menschliches Leid ^{und} gehässiges Verhalten der Mitmenschen zueinander kennengelernt. Leider verstarb Dr. Rosenkampff 1928, wir Angestellte verehrten ihn sehr, denn er behandelte uns stets tolerant und korrekt. Ich glaube, er starb an einer Lungenkrankheit, eine Folge vom 1. Weltkrieg. Die Praxis wurde von einem Rechtsanwalt Friedrich Harmening übernommen. Meinen Kollegen und Kolleginnen wurde gekündigt und ich wurde als Einzige übernommen. Da die Praxisräume zu groß und die Miete dafür ebenfalls, zogen wir nach der Königgrätzer Straße (jetzt Stresemannstraße) am Halleschen Tor. Bürogemeinschaft war zusammen mit RA Dr. Schröder. Bald jedoch zogen wir wiederum mit RA Kolck in der Ansbacher Straße 19, am Wittenbergplatz, zusammen. Die Zusammenarbeit war insofern günstig, als RA Kolck Notar war. Hier traf ich denn auch mit meinen beiden lieben Muckepucken zusammen, die bei RA Kolck angestellt waren. In dieser Zeit entstand dann für mich eine der schönsten Freundschaften, wir waren immer lustig beisammen, und das verschönte unseren nicht immer leichten Arbeitstag. Erna Seidler und Friedel Segger -, diese Freundschaft hielt auch noch lange Jahre über den 2. Weltkrieg bis in die jüngste Vergangenheit. Mucke starb 1969 und Friedel Segger 1973. Beide brachten mir auch an meinem Hochzeitstage das Opfer, ein excellentes Festmenü zu bereiten. Die Mucke half brav in der Küche und beim Servieren. und Friedel stellte all die köstlichen Speisen her. Den Speisezettel habe ich noch irgend-

wo verwahrt. Ja, dann kam das Ende meiner Jungmädchenzeit. -

Wo soll ich da beginnen? Ich will einmal verschiedene Jahre zurückdenken.- Aus meiner frühen Kinderzeit kann ich mich noch an einen Osterspaziergang mit meinen Eltern erinnern, es war, glaube ich im Röhnsdorfer oder Friedrichshagener Wald, wo wir Familie Jung mit ihrem Sohn Georg zusammentrafen. Der Vater war ein Regimentskamerad wiederum meines Vaters, das Augustaner Regiment Nr. 4 der Kaiserin Auguste. Auf unserem gemeinsamen Spaziergang versteckte Sohn Georg (mein zukünftiger Ehemann) ein Osterei, das ich natürlich suchen mußte. Aber es waren ja so viele Bäume in dem Wald, schließlich sah ich Georg's Spazierstock auf ein Lila gefärbtes Ei gerichtet, das an einem Baum im Gras versteckt lag. Wie war ich glücklich über dieses hartgekochte Hühnerei, wenn ich demgegenüber heute das viele Osternaschwerk vergleiche, das die Kinder manchmal gedankenlos und selbstverständlich verzehren. - Nun denn, wieder einige Jahre später. - Ich war 17 Jahre alt, meine Eltern gingen mit mir zu einem Maskenball, den der Regimentsverein der Augustaner veranstaltete. Meine Mutter, die übrigens eine ausgezeichnete Schneiderin war, hatte mir ein Pierettenkostüm mit orange-gelben Karos angefertigt. Meine Freundin Ursula war auch mit von der Partie, und, jung wie wir waren, amüsierten wir uns prächtig während der Maskerade. Lange nach 24 Uhr, nachdem alles ohne Masken tanzte, kam ein junger Mann an unseren Tisch, stellte sich vor und fragte, ob ich Fräulein Schacht wäre. Er forderte mich zum Tanz auf, es war ein Tango, den er mittelmäßig tanzte. - Dabei meinte er erstaunt, daß er niemals vermutet hätte, daß aus der kleinen Mulle, die er noch in Erinnerung hatte, so eine reizende junge Dame geworden sei. Erst, nachdem seine Mutter ihn an diesem Abend gefragt hatte, ob er das Fräulein Schacht noch nicht begrüßt hätte, vermutete er in diesem Augenblick niemals das Kind von damals. Ja, so nahm das Schicksal seinen Lauf. - Wenn man 17 Jahre alt ist, dann schaut man natürlicherweise zu einem 25jährigen jungen Mann in voller Bewunderung auf, noch dazu, wenn dieser junge Mann ein forsches Wesen zur Schau trug. Es war sicherlich auch vom ersten Moment an eine beiderseitige Zuneigung zu spüren. Ich wurde gefragt, ob ich wüßte, was ein Rendezvous wäre, natürlich wußte ich das. Und so kam dann nach diesem zukunftssträchtigen Abend ein erstes Wiedersehen zustande. Wir besuchten einen Polizeiball, und es war so herrlich dort, wir tanzten und vergaßen die Zeit. Am frühen Morgen erst kehrten wir nach Hause zurück. Die Vorwürfe, die aus der Sorge meiner Eltern entstanden, waren berechtigt, und Georg kam daraufhin und entschuldigte diesen Vorfall. Von nun an sahen wir uns fast jeden Tag, meist holte mich G. von meinem Anwaltsbüro in der Charlottenstraße nach Dienstschluß ab. Er stand dann treu und brav auf der gegenüberliegenden Seite der Straße und freute sich, wenn ich endlich erschien. Denn damals war noch die Arbeitszeit von 42 Stunden in der Woche, meist war noch ein Stenogramm abends aufzunehmen, wenn Mandanten zu uns kamen. So verging dann die Zeit der großen, jungen Liebe. Und ich kann auch heute nicht Gegenteiliges behaupten - wir hatten uns wirklich von Herzen gern. Eines muß ich noch bemerken, das war dieses eine Jahr, dass G. nach Eiche nach Potsdam auf die Polizei-offiziersschule zu einem einjährigen Lehrgang einberufen wurde. Seine Eltern wollten mit aller Gewalt, daß er diese Laufbahn einschlagen sollte. Ich weiß noch, als er nach einem Jahr zuerst zu meinem Vater ^{kam} und ihm mitteilte, daß er die Prüfung nicht bestanden habe. Zu seinen Eltern wagte er es nicht zu gehen, um ihnen dieses Ergebnis zu übermitteln. Aber es mußte ja einmal sein, und er mußte sich viele Vorwürfe von ihnen machen lassen. -

Nach einem Bittgang meines damaligen Schwiegervaters zu dem Leiter der Schule in Eiche bei Potsdam konnte dann der Lehrgang nach einer Zeit noch einmal versucht werden, und er wurde dann mit Erfolg bestanden. -

In Berlin war damals auch eine große Wohnungsnot, die Notverordnung mit all ihren Schwierigkeiten für die Bevölkerung, so z. B. konnte man vom Sparkonto nur 20,- RM täglich abheben und das bedeutete, daß die Sparer in langen Warteschlangen jeden Tag auf diese kleine Auszahlung warten mußten. Da ich wegen meines Berufs dazu nicht in der Lage war, lief meine Mutter jeden Tag zu der Sparkasse an der Warschauer Straße/Ecke Rominter Straße und stellte sich dort stundenlang an, um die 20,- RM ausbezahlt zu bekommen. - Es muß wohl im Sommer 1931 gewesen sein, ich benötigte das Geld von meinem Ersparten, um Möbel für unsere Wohnung nach der geplanten Heirat im Dezember zu kaufen. So kann man sich denken, daß diese Auszahlungen von den Banken eine Nervenbelastung für den Normalverbraucher waren. Ich weiß nicht mehr, wie lange dieser Zustand dauerte, jedenfalls aber ging es über viele Wochen. Dann konnte man wieder über das Spargeld verfügen. Eigentlich habe ich Nennenswertes über die Zeit vor meiner Hochzeit nicht zu berichten, nun ja, als junges Mädchen sah man natürlich die Welt damals durch eine rosarote Brille, und wir erlebten diese Zeit, wie es eben jungen und einander liebenden Menschen zum Glück vergönnt ist. -

Unsere Trauung erfolgte am 19. Dezember 1931 in der Lazarus-Kirche in Berlin, Romintener Straße. Wir waren auch glückliche Inhaber einer Wohnung in der Frankfurter Allee 19. Das war damals während der großen Wohnungsnot nicht so leicht, eine Wohnung zu bekommen. Es war eine schöne große Wohnung, bestehend aus vier Zimmern, Badezimmer, Küche und einem großen Flur. Allerdings hatten wir eine Front von 10 Fenstern, und wer Fenster von Berliner Format kennt, weiß, was es bedeutet, diese zu putzen. Dann bald wurde G. zum Leutnant befördert. Es war keine leichte Zeit, was die finanzielle Seite anbetrifft, denn das Anfangsgehalt war kärg. Nach zwei Jahren kam die Beförderung zum Oberleutnant, das wurde auch nicht viel besser, da wir ja auch in Kameradenkreisen Verpflichtungen hatten, d.h. Einladungen mitunter zu geben und auch solchen nachzukommen. So half mir denn meine liebe Mutter über meine Kleidersorgen hinweg, sie schneiderte alles kunstgerecht aus kleinsten Resten für mich. Denn eine Nebenbeschäftigung, wie sie heutzutage junge Ehefrauen noch ausüben, das ^{war} s. Zt. nicht erwünscht. Man muß wohl heute darüber lächeln, daß es diese Vorurteile gab. So hatte ich denn auch meine Tätigkeit bei RA Harmening aufgegeben, die mir eigentlich immer viel Freude gemacht hatte, zumal sie interessant und abwechslungsreich war. Aber es ging alles gut, wir konnten sogar alljährlich eine Reise an die Ostsee unternehmen, hauptsächlich nach Rowe bei Stolp, ein idyllisches Fischerdorf, das später unsere Schicksalswende bedeuten sollte. So vergingen die darauffolgenden fünf Jahre - wir lebten froh und heiter zusammen, wie es eben frischgebackene Eheleute in ihrem eigenen Heim genießen. Obwohl man in Berlin stets politisch auf dem Pulverfaß saß, noch dazu infolge Georg's Polizeiberuf, berührte uns das alles nicht viel. Wir erlebten die Umwandlung von der Republik, die viel Arbeitslosigkeit brachte, zum extremen System des tausendjährigen Reiches, weil wir eben mitmachen mußten, d.h. nicht nicht, daß wir uns politisch betätigten, sondern weil wir als Berliner viel vorgesetzt bekamen durch Vorbeimärsche, große Reden und sonstige öffentliche Veranstaltungen. Man streute uns gewissermaßen Sand in die Augen, man spielte uns ein ideales Leben in der Volksgemeinschaft vor. Nun, wir überlebten auch einige Denunziationen von mißgünstigen Menschen. -

Dann wurde am 3. Dezember 1936 mein lieber Sohn Jürgen geboren, er kam im Staatskrankenhaus in Berlin N, Scharnhorststraße, zur Welt. -

Unser Tagesablauf bekam nun natürlich eine gänzlich andere Richtung. Aber wir waren glücklich, so ein kleines Wesen in unserem Heim zu haben. Und Opa, mein Vater, war besonders Stolz, denn nun hatte er doch endlich einen "Jungen", wie er sich ausdrückte. -

Jürgen war ein ruhiges Baby, schon in der Klinik nannte man ihn "ein Bild des Friedens." Und nach 1 3/4 Jahren kam dann unser Wölfi zur Welt, auch im Staatskrankenhaus. Meine Mutter schlief in dieser Zeit bei mir, weil Georg angeblich zum Reichsparteitag nach Nürnberg reisen mußte. Aber ich war ja in guten Händen. Nachts, bei Sturm und Regen, fuhren wir zum Krankenhaus - Mama holte schnell eine Taxe, die ja in Berlin immer schnell zur Hand sind, und eine gute Stunde später, gegen 1/2 3 Uhr nachts, hielt unser zweiter Sohn seinen Einzug in diese Welt. Fast zwei Stunden lang schrie er aus allen Kräften, sein Gesichtchen war ganz blau von der Anstrengung. - Als wir nach 9 Tagen abgeholt wurden, ich glaube, es war Georg mit seiner Mutter und unser Jürgi, war ich erstaunt, daß Jürgen einige Worte sprechen konnte, er zeigte mir unterwegs voller Begeisterung am Alexanderplatz einen Omnibus und rief: "Omne, Omne!" -

Der Monat September, in dem Wölfi geboren wurde, bescherte uns eine große Hitze, so daß wir das Baby in Opa's Garten nachend in der Sonne liegen lassen konnten. Es waren schöne und geruhsame Wochen in dieser Zeit, denn bei Opa und Oma im Garten fühlte man sich stets geborgen und gemütlich. - Etwas fällt mir aber doch noch ein, das muß auch im September gewesen sein, ach, nein, es war ein Jahr später, September 1939, wir gingen zum Brandenburger Tor, um die deutschen Spanienkämpfer bei ihrem Einmarsch zu sehen. Sie waren in Spanien im Einsatz zur Bekämpfung des kommunistischen Aufstandes. Wir bestaunten die dunkel sonnengebräunten Gesichter der Jungens, wir hatten ja noch niemals so braungebrannte Gesichter zu sehen bekommen, die man ja nur in den Mittelmeerländern bekommen kann. So wie heute die Menschheit alle Augenblicke Urlaub in den heißen Ländern macht, das kannten wir s. Zt. nicht.

Nur wenige Jahre verblieben uns, um mit den Kindern ein ruhiges Familienleben zu verbringen. Die schönsten Stunden waren aber doch die, welche wir in Opa's Garten verbrachten. Dort konnten Jürgen und Wölfi in dem kleinen Sandkasten, den Opa gebaut hatte, nach Herzenslust buddeln und panschen. Wir fuhren auch in diesem Sommer mit den Kindern an die Ostsee nach Rowe in Ostpommern. Es war nicht ganz einfach für mich, mit den kleinen lebhaften Trabanten dort alles zu regeln. Denn viel Unterstützung von seiten Georg bekam ich nicht, damals schon, wenn ich heute zurückdenke, zeigte sich sein Hang, ein abendliches freiheitliches Amüsierleben mit den anderen Sommergästen zu führen. - Mir kommen im Rückblick auch verschiedene Begebenheiten in Erinnerung, auch von Berlin, die ich hier nicht erörtern möchte, da ich heute eine loyale Einstellung dazu habe. -

Unsere Ehe wurde eigentlich nach einiger Zeit immer wieder von dienstlichen Erfordernissen, Abordnungen oder Lehrgängen unterbrochen. Es gab ja auch s. Zt. viel Alarmstufen bei der Polizei. Ich war somit viel auf mich allein angewiesen. Georg's Mutter wohnte zwar in einem der Nebenhäuser, aber ich konnte nie eine richtige Wärme verspüren, sie hatte, glaube ich, immer Heimlichkeiten mit ihrem Sohn Georg, sie war schwierig zu nehmen, was ich leider von ihr behaupten muß. Sie hat auch später, als unsere Ehekrise kam, auf mein Vermittlungersuchen an sie, nichts getan, im Gegenteil. - Ich hätte jedenfalls nicht so gehandelt. -

Viel ruhiges und glückliches Leben in Berlin verblieb mir nicht mehr mit den Kindern, es begann eine unruhige politische Atmosphäre, man munkelte von Krieg - und alle Begeisterung, die uns eingehämmert werden sollte, konnten wir natürlich nicht teilen - unser Familienleben wurde ja dadurch zerstört. - Wie gesagt, meine schönsten Stunden verlebte ich mit den Kindern in Opa's Garten, dort fanden wir Ruhe und Geborgenheit und Liebe. -

Noch einmal im Oktober 1940 fuhr ich mit den Kindern nach der Tschechoslowakei nach der Stadt Iglau. Dort befand sich Georg einige Zeit mit einer Polizeigruppe. Die Reise war sehr strapaziös, sie dauerte 14 Stunden. Zurück reisten wir in einem überfüllten Zug, dazu kam die Verdunkelung wegen Fliegerangriffe - ich hatte die beiden Kinder, die vollkommen übermüdet waren, während der ganzen Fahrt auf dem Schoß halten. Zurückgekommen, empfing uns ein Berlin ebenfalls im Dunkeln. Es wurde immer trostloser, auf den Lebensmittelkarten bekam man nur noch die notwendigsten Nahrungsmittel zugeteilt. Für uns alle unerwartet erfolgte dann wenige Tage später ein furchtbarer Fliegerangriff. Die Bomben fielen konzentriert auf unsere Umgebung. - Georg kam unerwartet einen Tag später von Iglau zurück, er konnte verständlicherweise unseren erlebten Schock nicht nicht begreifen, ich will es heute nun beileibe nicht so auslegen, daß er damals keine Anteilnahme für uns im Herzen hatte. -

Es folgten nun für uns trostlose Jahre, die Kindheit meiner Söhne war überschattet von immerwährenden Bombenangriffen, dazu kam die Lebensmittelknappheit, die Zuteilung durch Lebensmittelkarten. Im Frühsommer 1941 suchte ich dann Zuflucht in einem gemieteten Bauernhaus, es war aber mehr eine primitive Kate, in Kromnitz bei Eichberg, Krs. Bunzlau in Schlesien.

Dort in dem kleinen Dorf hatten die Kinder wenigstens Ruhe und Erholung vor den harten Bombennächten in Berlin. Aber auch hier herrschte in allen Lebensmitteln Knappheit, nur bei den Bauern nicht. So leistete ich harte Arbeit auf dem Felde in der Erntezeit, um wenigstens für uns etwas Butter und Eier als Gegenleistung zu bekommen. Jürgen und Wölfi mußte ich bei diesen Feldarbeiten stets bei mir haben, sie tollten dann herum auf dem Gelände. Beim Kartoffellesen halfen sie aber fleißig mit. Ich weiß heute nicht mehr, wie ich dies alles bewältigen konnte, ich war doch Großstadtkind, aber vielleicht gab einem die Not dazu die Kraft und Ausdauer. - Wölfi wurde in diesem Jahr dort drei Jahre alt - eine Nachbarin schenkte ihm einen großen Strauß Dahlien, und dazu bekam er ein kleines bescheidenes Bilderbuch, worüber er sich sehr freute, denn Spielzeug war ja fast kaum für uns zu haben. Aber wir hatten uns ja, außerdem war meine liebe Mutter noch aus Berlin zu uns gekommen, und so wurde es dann doch noch eine kleine bescheidene Geburtstagsfeier. - Im Juni davor war auch mein Vater einige Wochen bei uns - und das war nun etwas für die Jungens. Opa schnitzte und bastelte für sie Indianerkopfbänder aus Hühnerfedern und Holzspeere. - Es war ein schöner, warmer Juni, und so gingen wir täglich an den nahe beim Hause fließenden Bober, wo die Kinder panschen konnten. Obwohl wir nicht in unserer gemütlichen und bequemen Berliner Wohnung wegen des Krieges sein konnten, fühlten wir uns in unserer kleinen primitiven Schlesierkate wohl und verlebten trotz alledem dort eine schöne Zeit der Zusammengehörigkeit. - Wir wanderten auch in den herrlichen weiten Wäldern, sammelten Blau- und Preiselbeeren und Pilze. So verging der Sommer, nur die Angst vor dem Russen, der mit Deutschland in den Krieg trat, lähmte in uns Erwachsenen alle Lebensfreude. So entschloß ich mich dann im Oktober 1941, nach Berlin zurückzukehren, denn die Kälte in unserem kleinen Asyl in Kromnitz machte uns bereits zu schaffen, und wir hatten ja auch - trotz alledem - wieder Sehnsucht zu unserem Zuhause in Berlin und zu allen unseren Lieben, d.h. Oma, Opa, Georg und auch seiner Mutter. - Aber es wurden nun bittere Jahre in Berlin - die Luftangriffe wurden immer häufiger und furchtbarer. Oft hatten wir keine Fensterscheiben mehr und mußten sie erstmals mit Pappe oder Papier zukleben, d.h. die Fensterrahmen, da die Glaser alles nicht so schnell wieder instandsetzen konnten. Man mußte auch alle Fenster abends verdunkeln, und

Wir lebten in ständiger Alarmbereitschaft für den nächsten Luftangriff, sogar beim Abendbrot gegen 18 Uhr kam gewöhnlich durch den Drahtfunk die Vorwarnung, daß feindliche Flugzeuge in die Deutsche Bucht eingeflogen sind. Es ging wie ein Schock durch den Körper, wenn die Sirene ertönte - man mußte die Nervosität überwinden, um die Kinder nicht zu ängstigen. Sie wurden mit dem griffbereit liegenden Zeug warm angekleidet, ein Stück trockenes Brot in die Frühstückstasche und eine Feldflasche Wasser. - Dann wurde ihnen noch die Gasmaske umgehängt! Ein trauriger, erschütternder Anblick! Wir wohnten in der 3. Etage und mußten zum Luftschutzkeller durch einen Verbindungsgang über zwei Höfe zum Keller meiner Schwiegermutter. Das Pfeifen und Sausen der abgeworfenen Bomben begleitete uns immer auf diesem Fluchtweg. Ich hatte jedesmal zwei große Koffer mit dem Allernotwendigsten zu schleppen. Im Luftschutzkeller hockten wir dann inmitten von den aufgestapelten Briketts, stundenlang, bis endlich die Entwarnung ertönte. - Wir dankten Gott, daß er uns wieder beschützt hatte. - Müde und zerschlagen waren unsere Körper, unsere Nerven überreizt, so versuchten wir, die wenigen Stunden, die uns bis zum Morgen verblieben, zu schlafen. Was blieb den Kindern am nächsten Morgen, um den gestörten Schlaf zu verkraften und wenigstens etwas Zeit zum Spielen zu gewinnen. Denn ich mußte mich schnell zusehen, die zugeteilten Lebensmittel einzukaufen, das hieß dann, fast überall vor den Geschäften in der Schlange stehen und beim Gemüsemann evtl. noch einiges Gemüse oder angefaulte Kartoffeln zu bekommen. - Die Kinder mußte ich dann entweder in der Wohnung belassen, oder sie konnten auf dem Hof der "großen Oma" sich aufhalten. Oftmals kam meine liebe Mutter und blieb bei den Kindern. - Was hatten unsere beiden Jungen damals für eine karge Kinderzeit im Vergleich zu der heutigen Jugend. Einen wunderbaren Ausgleich gab es aber immer, wenn Opa sich ihrer annahm, mit ihnen bastelte, herrliches Spielzeug baute und ihnen auf der Chaiselongue im Wohnzimmer von Robinson Geschichten erzählte, die er mit seiner reichen Phantasie selber erfand. Dabei schlief er oftmals ein, und dann krabbelten die beiden Jungen auf ihm herum und rüttelten ihn wieder wach mit den Worten: "Opa weiter erzählen!" - Ja, und wenn ich bedenke, was meinen Enkeln zum Teil verloren geht, dadurch, daß der Vater meiner Söhne sich alledem entzogen hat, so ist er eigentlich im Grunde genommen, zu bedauern. -

Als die Luftangriffe immer schlimmer wurden, wir fanden bereits Tag und Nacht keine Ruhe, unsere umliegenden Häuser brannten teilweise schon ab infolge von Phosphorbomben. Unser Haus wurde dadurch stark gefährdet, und somit kletterte ich mit Hausbewohnern auf den Boden zum Dach und löschte die bereits glimmenden Balken. Als ich in den Keller zurückkam, standen meine beiden Kinder mit angst-erfüllten Gesichtern - in der Obhut eines alten Hausbewohners - und schauten mich an - ich werde diesen Anblick nie vergessen. - Über die beiden Höfe mußten wir nach der Entwarnung wieder zurück, rings um uns die noch brennenden Phosphorbomben, aber Gott geleitete uns wieder unbehelligt zurück. Da es bereits im Winter war, und oben in der Wohnung die Fensterscheiben zertrümmert waren, nahm uns unsere gute Frau Kußmann vom Milchgeschäft auf. Wir warfen unser Bettzeug, Schuhe und Sonstiges aus dem Fenster, damit wir eine Bleibe hatten. Die Wohnungen durften wir damals auch nicht verschließen bei Luftalarm, aber wir hatten auch keine Bedenken, daß uns jemand etwas wegnahm. - Schließlich standen wir unter dauerndem Druck der Luftangriffe, die Angst lähmte alle unsere Unternehmen, sogar fürchteten wir uns, schlafen zu gehen, aus Angst, die Sirenen zu überhören und zu spät in den Keller zu gelangen. Mein Mann bewirkte es dann, daß wir jeden Abend in den Luftschutzbunker Herzberge gehen konnten, um 18 Uhr mußten wir immer dort sein, hatten eine Kabine mit vier Etagenbetten, so daß also ebenfalls meine Eltern dort unterkommen konnten. Meine Schwiegermutter wollte nicht mitkommen. So konnten wir wenigstens einige Stunden ruhig schlafen, wengleich wir bei Fliegerangriffen vom Luftschutzwart geweckt wurden und angekleidet im Gang sitzen mußten, falls der Bunker einen Treffer abbekommen sollte.

Morgens um 7 Uhr mußte der Bunker von uns verlassen sein, und dann sahen wir auf dem Nachhauseweg die Zerstörungen der vergangenen Nacht. Ich erinnere mich noch, daß vor dem Eingang des Bunkers auf einer Baumkrone ein großes Rad von einem abgestürzten Flugzeug hing. So ging das nun Tag für Tag und Nacht für Nacht weiter. Jedes Mal, wenn wir auf dem Nachhauseweg aus der Straßenbahn stiegen, freuten wir uns, daß unser Haus noch stand. Die Kinder hatten nicht viel Zeit zum Spielen, und auf der Straße war alles so trostlos. Ich ließ sie dann meistens in unserer Wohnung, sie hatten ja ihr schönes Kinderzimmer, und für mich kam dann das übliche Anstehen nach Lebensmitteln, die auch nur in kleinen Mengen zugeteilt wurden, z. B. Gemüse und Kartoffeln. So ging das weiter bis zu den Wintermonaten - es war ein äußerst strenger Winter - Kohlen brachte uns der Händler nur noch, wenn wir ihm Zigaretten gaben und einen Schnaps einschenkten. Das Weihnachtsfest war traurig, denn wir sammelten alle unsere letzten Wolljacken, Strümpfe oder sonstige warme Kleidungsstücke zusammen, um sie für die Frontsoldaten in Rußland zu geben, die dort unter einer furchtbaren Kälte litten. Ob sie es noch bekommen hatten, wer weiß? Georg war zu dieser Zeit noch in Berlin, aber ein gemütliches Familienleben kam nicht mehr zustande, wegen der dauernden Alarme, vor denen er stets zum Einsatz abberufen wurde. Und unsere Wohnung war ja auch nicht mehr in ihrem gemütlichen Zustand, da wir die meisten wertvollen Teile und Sonstiges im Keller verpackt hatten. Hätten wir es nur alles so belassen, wenn ich heute zurückdenke, es ging ja doch sowieso alles verloren. Jedenfalls waren unsere Nerven am Ende. Meine Eltern taten mir auch leid, jedesmal nach einem Luftangriff kam mein Vater voller Angst zu uns, um zu sehen, ob wir noch überlebten. Wenn ich aber daran denke, daß meine Schwiegermutter niemals vor oder nach einem Luftangriff sich um uns kümmerte - ich mußte ja mit den beiden kleinen Kindern noch über zwei Höfe laufen, und von drei Treppen herunter mit Gepäck, an der Hand die beiden schlaftrunkenen Jungen, - aber ich möchte ihr nichts Schlechtes nachsagen. - Im März 1944 wurde Georg dann zum Einsatz nach Ungarn einberufen - wir beschlossen, daß ich mit den Kindern nach Ostpommern, unserem Urlaubsort Rowe b/Stopl fahren sollte. Unser Abschied voneinander war nicht leicht - damals hatten wir noch das gute Gefühl der Zusammengehörigkeit. - Wir packten also unser Notwendigstes zusammen und fuhren vom Ostbahnhof (oder war es der Stettiner Bahnhof?) ab. Die Eltern standen auf dem Bahnsteig, auch meine Schwiegermutter, wir bezwangen tapfer unsere Tränen - wußte man, ob wir uns je wiedersehen würden? - So begann nun also unser Nomadenleben. - In Rowe wurden wir in einem kleinen Fischerhaus, dicht an den Dünen der Ostsee, bei Frau Villbrandt untergebracht. Sie war verwitwet, hatte zwei Kinder, Inge und Heinz. Die Oma lebte ebenfalls noch mit Ihnen. Dann hatten sie noch einen jungen Mann aus der Ukraine als Helfer - Iwan - 19 Jahre alt, etwas Deutsch sprechend - man nannte diese Jungen Männer und Mädchen damals Ostarbeiter. - Für uns war es natürlich eine große Umstellung, das Haus und die Räume waren primitiv, aber irgendwie war es gemütlich, obwohl wir Drei in einer kleinen Stube zusammengedrängt waren. Die Hauptsache war ja, daß wir Ruhe vor den Bombenangriffen hatten und nachts ruhig schlafen konnten. Es war März, und noch lag überall Schnee. Es ging auf Ostern, Inge machte uns die Freude, ein paar gefärbte Hühnereier in der nahegelegenen Kiefern Schonung zu verstecken und Jürgen und Wölfi darnach suchen zu lassen. Wie beglückt waren sie, als sie diese fanden. Für uns waren es ja damals Kostbarkeiten. - Nun wurde die Schulfrage akut. Jürgen sollte ja im Herbst in Berlin eingeschult werden, die gesamte Berliner Schule wurde jedoch wegen der Luftangriffe nach Heilsberg in Ostpreussen evakuiert. Ich stand s.Zt. vor der schwerwiegenden Entscheidung, Jürgen mit dem Schultransport nach dort zu schicken, aber wie konnte ich mich von meinen Kindern trennen? Nach Kriegsende erfuhr ich dann auch, daß der Russe die Kinder dort alle kassiert hatte. -- So ging ich denn mit Jürgen zur Dorfschule in Rowe. Es waren dort zwei Anfängerklassen gemeinsam; der Lehrer stellte einige Prüfungsfragen an Jürgen und meinte dann: "Na, der kann ja schon alles." Für den Anfang genügte es wohl, da ich mit Jürgen

in Berlin bereits etwas Schreiben, Lesen und Rechnen beigebracht hatte. Nun, er mauserte sich dann auch alsbald im Unterricht und wurde, fast möchte ich meinen, der Beste im Unterricht. - Wir gewöhnten uns bald an das Landleben. Familie Vilbrandt hatte sich inzwischen auf uns eingestellt, und ab und zu fiel für uns immer etwas zum Essen ab. Auch das Wasserholen von der Pumpe auf dem Hof für den Waschtage usw. wurde für uns zur Selbstverständlichkeit. - So vergingen die Wochen und Monate, wir hatten wohl unsere Ruhe, aber dennoch machten wir uns große Sorge um unsere Eltern in Berlin, wo die feindlichen Luftangriffe immer furchtbarer wurden. Wenn ich ab und an ein Paket mit Nahrungsmitteln an sie und meine Schwiegermutter schicken konnte, dann machte es mich froh, etwas helfen zu können. Da wir auch Hals über Kopf nur mit dem Nötigsten nach Rowe gefahren waren, schickten uns Opa und Oma nach und nach wichtige Sachen aus unserem Haushalt und für die Kinder Spielzeug. Von Georg, der s.Zt. in Budapest stationiert war, erhielten wir auch viele Pakete mit Stoffen, Rauchwaren, Fett und vieles mehr. Aber später, als wir fliehen mußten, konnten wir alle diese Dinge nur noch vergraben und sie in Rowe belassen. - - - Die Frühjahrsarbeiten auf dem Lande begannen - ich stellte mich zum Mithelfen zur Verfügung, es fing damit an, die Disteln auszureißen auf dem Acker. - Einige Zeit später mußten die Rüben gehäufelt werden, so wurde es damals benannt. Es war alles ungewohnt und für mich anstrengende Arbeit, aber es ging alles gut. - So kam das Frühjahr herbei, Wölfi war im schulpflichtigen Alter, und so brachte ich sie in den ersten Tagen beide bis zur Dorfbrücke an der Lupow, von dort war es nicht mehr weit bis zur Schule. Vom Lehrer, Herrn Wolter, wurden sie beide wegen ihrer guten Lernergebnisse gelobt. - - Und trotzdem, so ruhig und ausgeglichen wir es in Rowe hatten, unsere Gedanken waren fast immer bei unseren Familien in Berlin und unserem Vati. Er schrieb damals noch Briefe derart, die keinen Zweifel daran ließen, daß er uns noch zugetan war. Heute beim Rückblick kommt mir allerdings zum Bewußtsein: Warum habe ich auf seinen Wunsch allmonatlich von Pommern aus an seine Mutter nach Berlin 200,- RM überweisen müssen? Hatte er so wenig Vertrauen, daß ich das Trennungsgeld nicht ordnungsmäßig verwaltete, oder für welchen Zweck wurde das Geld, das ich überwies, verbraucht? Seine Mutter hatte damals keine finanziellen Sorgen, sie erhielt ihre Pension und hatte noch ein gutes Nebeneinkommen aus der Häuserverwaltung. Ich kann also heute nur annehmen, daß das Geld schon damals in seinen aufwendigen Lebenswandel nach Budapest gelangte. Wie hat man mich überhaupt in Geldangelegenheiten bis heute an der Nase herumgeführt!!

Im Sommer kam dann zu unserer großen Freude meine liebe Mutter für einige Zeit zu uns nach Rowe. Sie hatte die Reise zu uns gewagt, mein Vater blieb währenddessen allein in Berlin zurück. Damals mußte man noch für Reisen aus Berlin eine Aufenthaltserlaubnis für das Reiseziel bewilligt bekommen. Lebensmittelkarten mußten umgemeldet werden, ach, es bestanden so viele schwierige Umstände. Aber meine kleine Mutter schaffte es, sie lief sogar mit ihrem schweren Koffer von der Kleinbahnstation den zweistündigen Fußmarsch (es waren immerhin runde 8 Kilometer) bis zu uns. Und ich wartete mit den Kindern am anderen Ufer des Gardersees, wohin ich sie auch schriftlich gebeten hatte, nach dort von der Bahn aus zu kommen, da der Weg kürzer und bequemer war. Leider hatte sie es wohl nicht richtig verstanden, und so verpaßten wir uns. Na, die kleine Oma konnte sich ja nun ordentlich bei uns ausruhen. Aber mit einem Gedanken waren wir doch stets in Berlin bei Opa. Ich hatte auch verschiedentlich an Georg's Mutter geschrieben und sie eingeladen, für einige Zeit nach Rowe zu kommen. Platz genug hatten wir, ich hatte inzwischen ein Zimmer mehr von Villbrandt's mieten können. Aber sie reagierte nicht darauf, so schickte ich denn von Zeit zu Zeit Päckchen mit Fett, Räucheraal oder sonstigen Lebensmitteln, die ich ergattern konnte, an sie. Sie tat mir ja auch leid, aber ich weiß nicht, ob sie es anerkannte, ich fand, sie nahm es als selbstverständlich hin. -

Es wurde eine schöne Sommerzeit, wir hatten es gut mit meiner Mutter, sie blühte ordentlich auf, und nur, wenn wir an die unvermeidliche Heimreise dachten, wurde es uns schwer ums Herz. Wir halfen bei allen Feldarbeiten den Villbrandt's, es kam der erste Heuschnitt, meine Jungens fuhren mit unserem Iwan auf dem Leiterwagen mit hinaus auf's Feld, und wenn der Wagen vollgepackt war, liefen wir alle gemeinsam den langen Weg zurück. Oma Villbrandt zeigte mir damals die Schafgarbe an den Wegrändern, die ich bis heute noch sammle für Tee im Winter. - Einmal wurden wir auf dem Feld bei der Heuernte von einem furchtbaren Gewitter überrascht, Blitze schlugen dicht um uns ein, Regengüsse ergossen sich über uns, so daß unsere Augen davon rotgeschlagen wurden. Oma Villbrandt schrie nur immer, wir mögen nicht an die Wagendeichsel herangehen, da dies bei Gewitter lebensgefährlich wäre. Wir hatten nämlich vorher versucht, unter dem Boden des Wagens Schutz vor dem Wolkenbruch zu finden. Naß bis auf die Haut wanderten wir zurück, immer noch von dem grollenden Donner und den Blitzen begleitet. Zu Hause steckte ich die Jungens sofort ins Bett, sie klapperten vor Kälte und Nässe. Dieses Erlebnis habe ich nicht bis heute vergessen. -

Man hatte uns auch von der Gemeinde ein Stück Land (1 Morgen) abgegeben, hier pflanzten und säten wir und ernteten wir. Die Kinder hatten große Freude, als sie die selbstgesäten Radieschen essen konnten. Im August besuchte uns dann noch mein lieber Vater. Oh, was war das für eine tolle Abwechslung für die Kinder. Er ging mit Ihnen zum Angeln, ging mit ihnen im Wald spazieren, ging mit ihnen zum Baden in der Ostsee, half auf unserem kleinen Acker, bastelte mit ihnen - ach, es war jedenfalls eine wunderschöne Zeit. An seinem Geburtstag, am 20. August 1944, gaben wir ihm zu Ehren im Garten bei Villbrandts eine große Kaffetafel mit selbstgebackenem Kuchen, Torte war, glaube ich, auch dabei. Es war ein richtiges kleines Volksfest! Da fällt mir noch eine kleine Episode ein: Wölfi war mit Opa wieder einmal zum Angeln an der Lupow - sie kamen mit einem kleinen Fang zurück. Wölfi wollte die kleinen Fische - es waren wohl winzige Barsche oder Plötzen - zum Mittag gebraten haben. Leider machte ihm Inge diese Fischlein madig, sie wären zu klein, und es lohne sich gar nicht, sie in die Pfanne zu werfen. Traurig saß Wölfi auf der Bank vor dem Haus. Ich sah zufällig aus dem Küchenfenster und hörte, wie er zu Villbrandt's weißem Spitz sagte: "Spitz, willst Du nicht die Fische essen? Niemand will sie haben." Vielleicht habe ich damals einen Fehler gemacht, indem ich auf Inge hörte, vielleicht hätte Wölfi sie gebraten doch mit Begeisterung verzehrt. - Ja, und dann fällt mir noch folgendes ein: An dem Tage, als wir unseren Opa aus Berlin von der Kleinbahnstation abholten, da machte er große Augen beim Aussteigen. Ich hatte die Erlaubnis von Villbrandts bekommen, Opa mit dem Kutschwagen mit unserer "Lotte" davor vom Bahnhof abzuholen. Lotte war ja ein braves und ruhiges Tier und kannte den Rückweg nach Rowe schon fast von selbst. Das war natürlich eine Riesenüberraschung für Opa, als wir ihn in unserer Kalesche erwarteten und wohlbehalten zurückkutschierten. - Die folgenden Wochen in unserem kleinen Fischerdorf mit Opa waren auch dann die letzten glücklichen, die wir gemeinsam verleben durften. -

Die Nachrichten von dem grausamen Kriegsgeschehen erreichten uns und erschütterten uns, als wir im Juni von der Invasion der Engländer in Dünkirchen erfuhren. Ich weiß noch, wie Donja, die Ostarbeiterin von der Nachbarin zu uns herübergelaufen kam und uns dies mitteilte. Mir schien damals, es war ein strahlender, sonniger Junimorgen, als ob alles Leben um uns her erlosch. - Was sollte das alles werden? Schon zu der Zeit, als Opa bei uns war, kamen die V1-Flugzeuge über der Ostsee bedenklich auf uns am Strand zugeflogen, wenn wir mit den Kindern dort badeten. Und dann der unvergeßliche Morgen im August,

um 6 Uhr morgens, wir schliefen noch alle. Ein unheimliches, orgelndes Geräusch ließ uns aufschrecken. Dieses Geräusch war nicht zu beschreiben. Wir liefen alle, so wie wir aus den Betten kamen, hinaus ins Freie. Auch mein Vater, der doch infolge seiner Ohrenoperationen schwerhörig war, wurde von diesen unheimlichen Geräuschen aufgeschreckt und kam ebenfalls im Nachzeug auf den Hof hinausgerannt. Plötzlich sahen wir ein riesengroßes Etwas zum Himmel emporrasen, es hatte wohl die Höhe eines Wohnhauses. Am unteren Ende zischte eine ungeheure, riesige Flamme. Wir standen ratlos umher, niemand konnte vor Angst und Schrecken etwas sagen. Plötzlich kamen einige Dorfbewohner zu uns gerannt und berichteten, daß über Nacht Soldaten der Wehrmacht angekommen seien, die den angrenzenden Wald zu den Dünen an der See abgesperrt hätten. Nun wurde uns zur grausigen Gewißheit, daß dieses Riesending eine Kriegswaffe gewesen war. Unsere Neugier trieb uns natürlich zu dem abgesperrten Gebiet, wo wir von den Soldaten erfuhren, daß diese Rakete, die V-2, nach England abgeschossen wurde. Wir standen ratlos und voller Grausen sprachlos daneben. Einer erklärte uns noch, daß mittags um 12 Uhr eine weitere Rakete abgeschossen werden sollte. Trotz aller erlittenen Luftangriffe, die uns von den Briten in Berlin zugefügt wurden, bangten wir doch bei dieser Erkenntnis der furchtbaren Waffe um die unschuldige Bevölkerung drüben in England. Am nächsten Tag, als das Wehrmachtsskommando wieder abgerückt war, konnten wir uns die Stelle im Wald ansehen, von wo der Abschluß erfolgte. Es war nicht zu fassen, wir erblickten einen großen Umkreis von zerstörtem, verbranntem Wald, aufgewühltem Erdboden. Alles Leben drunter oder drüber war untergegangen. Was für Gefühle in uns vorgingen? Ich kann es nicht mehr sagen, wir begriffen das alles nicht. - Wir ahnten nur, daß uns noch Schreckliches bevorstehen würde. -

Nun, wir lebten unseren Alltag weiterhin, der Mensch unterdrückt ja wohl das Angstgefühl, wenn es einige Zeit wieder sich normalisiert. Wir bestellten unseren kleinen Acker, Opa half uns dabei. Er lebte ordentlich auf. Wenn nur die furchtbaren Nachrichten nicht gewesen wären, daß Berlin allnächtlich von Fliegerangriffen heimgesucht worden war, wir waren ja voller Sorge um Oma und auch um die Mutter von Georg. Um unsere Berliner Wohnung machten wir uns keine Gedanken, oder doch? Es war ja unsere Heimat, unser Zuhause mit all unseren Erinnerungen. - Anfang August bekam Papa von Tante Mine die Nachricht, daß Onkel Karl verstorben sei. - Papa hatte gleich einen unguuten Gedanken, er hatte eine Ahnung, daß da etwas nicht in Ordnung war. Viel später, als Papa wieder nach Berlin zurückfuhr, bekamen wir dann zu wissen, daß Onkel Karl aus Angst vor den einfallenden Russen in Berlin sich das Leben genommen hatte, er erhängte sich in seiner Wohnung. Dies war auch eine von den unzähligen Tragödien, die der Krieg verschuldet hat. Und welch eine Frohnatur war der Bruder von Papa, ich meine Onkel Karl, in seinen jungen Jahren. Ich habe ihn als Kind in Erinnerung, wie schön er singen und lachen konnte. --

Noch einige unbeschwerte Wochen verlebte mein Vater bei uns in Rowe, ich habe ihn noch vor Augen, wie er ein langes Bad in der Ostsee machte, er genoß es geradezu. Hattener und Oma ja noch nie das weite Meer gesehen, so war ich glücklich, daß ich ihnen beiden diese Zeit noch vermitteln konnte. Dann hieß es wieder, Abschied nehmen. Es war ein grausames Gefühl, die Eltern wieder in der Berliner Hölle zu wissen. Die Wehrmachtsberichte wurden auch immer negativer, wir fühlten uns auch in dem kleinen Rowe nicht mehr ganz so sicher. Es erschienen eines Tages auch zwei Soldaten in unserem Dorf, woher sie kamen, war uns damals nicht klar. Sie machten einen niedergeschlagenen Eindruck, vielleicht wenn ich heute zurückdenke, waren es sogar Deserteure. -- Wir fragten sie natürlich, wie alles werden sollte - einer meinte, wo wollt Ihr noch hin? -- Ich erlebe dieses alles noch einmal beim Niederschreiben dieser Erinnerungen, es macht mich traurig, daß man in jungen Jahren so viel Arges durchleben mußte. Hätte ich nicht meine Kinder gehabt, die für mich eine Aufgabe bedeuteten, und die mit ihrem sprudelnden Wesen mich von den schrecklichen Welt ereignissen ablenkten, wer weiß, wie man alles durchgestanden hätte. Aber es ging alles weiter - die Kinder besuchten die Dorfschule - der Herbst mit den Erntearbeiten kam - ich hatte mich mit den Kindern daran gewöhnt, ^{tun}

tüchtig bei allen erforderlichen Arbeiten mitzuhelfen. Und es war stets ein lustiger Verein, wenn wir auf dem Feld eine kräftige Vesper genießen konnten. Sogar eine Fuhre Heu lernte ich aufzuladen, die nicht einmal zusammenbrach beim Heimfahren zur Scheune. Kartoffeln hackten wir, später wurden die Rüben eingeholt, Holz wurde im Hof gehackt und zu Stapeln aufgeschichtet. Alle Woche wurde in dem kleinen Backhaus hinter dem Hof das Brot gebacken. Runde Brotlaiber, hmm, die schmeckten köstlich! Dann war da noch etwas, das Sirupkochen aus den Rüben. Diese Prozedur dauerte fast die ganze Nacht hindurch, denn die Rübenschnitzel mußten immerfort umgerührt werden, bis sie sich zu Saft auflösten. Aber es ging dabei immer lustig zu. Ach, so, der Heringsfang fällt mir noch ein, er war ja in dem kleinen Fischerdorf eigentlich der Haupterwerb. Wir haben eigentlich vieles in der Zeit gelernt, was man als Großstädter sonst nicht kennenlernen würde. - Unsere Streifzüge durch die weiten Pommerschen Wälder waren von einer wunderschönen Erlebenszeit, wir sammelten Blaubeeren, Preiselbeeren und die herrlichen Pilze. Inge war uns stets ein wenig voraus, sie kannte schon die Stellen, wo alles zu finden war. Mit Traurigkeit denkt man zurück, was für schöne und weite Wälder und Ländereien wir nun verloren haben. - Eines Tages landete auch an unserem Strand ein hufeisenförmiges Schiff mit einer Besatzung von ca. vier Soldaten - ein Offizier war auch darunter -. Das Boot war die V 8, die gleichzeitig als U-Boot eingesetzt werden konnte. Die Besatzung erklärte uns, sie seien von Schweden herübergekommen - für uns war alles undurchsichtig - zumal es sich die Soldaten einige Zeit in unserem Rowe gütlich taten. -- Wer wurde schon schlau aus all diesen Vorkommnissen! - Da ich mich um all diese Dinge nicht mehr kümmerte, weiß ich auch heute nicht mehr, wo dieses Schiff mit seiner Besatzung abgeblieben war. - Wir hatten ja auch mit uns selbst zu tun, unsere Gedanken kreisten immer um unsere Eltern in Berlin, jeden Tag warteten wir voller Sorge auf die Post aus Ungarn von Georg. Die war bis dahin voller Optimismus, aber allmählich, als es zum Herbst ging, wurden die Briefe spärlicher. - Und bis zu dieser Zeit hatte ich noch keinerlei Gedanken, die mich an seiner Treue zu uns

zweifeln ließen. -

So vergingen die Wochen und Monate - es wurde Herbst - die Jungen hatten Freude an der Schule, wo die Kinder - Jungen und Mädchen in einer Klasse - von Lehrer Wolter das Notwendigste lernten, wie es eben in der kleinen Dorfgemeinschaft möglich war. - Noch nichts störte unseren Frieden in unserem Rowe wir hörten durch den Rundfunk, daß der Russe unsere deutschen Truppen zurück schlug. Wir hofften aber immer noch, daß es bald mit dem mörderischen Krieg ein Ende haben möge. Der Winter führte sich schon mit strenger Kälte ein, und wir hatten eigentlich Sehnsucht nach unserem Berlin und unserem Zuhause. Aber die Briefe von Mama und Papa klangen nicht optimistisch. Wir wollten dann bis zum Frühling warten, vielleicht wendete sich noch alles zum Guten. -- Weihnachten kam, und wir beschenkten uns mit unseren bescheidenen Gaben, Jürgen und Wölfi waren froh zu ihren Holzautos, die Opa aus Berlin schickte. Eine Tragödie für die Kinder war, daß ihr schöner großer Teddybär in Berlin auf dem Sofa im Kinderzimmer zurückbleiben mußte. Fast allabendlich mußte ich ihnen Trost geben, daß er dort auf unser Zurückkommen wartete. Dann strahlten ihre kleinen Gesichter - aber, als es dann später passierte, daß unser Berliner Haus mit allem Drum und Dran von den Bomben zerstört wurde, da mußte ich jeden Abend, wenn sie im Bettchen lagen, von ihrem Teddy erzählen, und daß er tapfer gewesen war. Sie wollten es immer wieder hören, bis ich selber von dieser traurigen Teddystory angesteckt wurde und mit ihnen weinte. --

Es war somit nicht verwunderlich, daß nach und nach im Laufe der Zeit in mir das Verlangen erwachte, wieder nach Berlin zu fahren und in unserer verlassenen Wohnung Umschau zu halten. Das kann nur jemand nachempfinden, der seine Heimat verlassen mußte, die Stätte, die mit so vielen lieben Erinnerungen verknüpft ist, wo ich mit den Kindern, als sie ganz klein waren, viele schöne Stunden verlebt habe. Die Tage im Garten von Oma und Opa, wo die Kleinen sich so richtig erholen konnten. Und dann, vor allen Dingen, unser Opa, der immer für seine Enkelsöhne bereit war, Spielzeug zu bauen, mit ihnen bastelte und ihnen Robinsongeschichten erzählte, von denen sie nie genug zu hören bekamen. -

Ja, so ließ mich der Gedanke nicht mehr los, nach Berlin zu reisen, wenigstens für ein oder zwei Tage, um noch einmal alles wiederzusehen, wie ich hoffte. -

Weihnachten kam herbei, wir hatten es bescheiden und gemütlich im Kreise von Familie Villbrandt. Wir schenkten uns gegenseitig unsere bescheidenen Gaben und waren froh und glücklich dabei. Heiligabend gingen wir alle in die kleine Dorfkirche, sie lag mitten im Feld auf einem kleinen Hügel. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich irgendeine Ahnung hatte, daß uns etwas Schreckliches bevorstehen würde. Ich nahm die Gottesfeier ganz bewußt in mich auf, ich sah auf meine beiden Jungens, die voller Staunen neben mir saßen, sie waren von dieser heiligen Stunde tiefst beeindruckt und sangen andächtig unsere Weihnachtslieder mit. Ich ging zum Abendmahl und bat Gott um seinen Segen für uns und die Zukunft. Ich werde nie die blassen kleinen Gesichter meiner Kinder vergessen, als ich vom Altar zurückkam und sie mich fragend anschauten. Ich glaube auch heute noch, daß unser Gott uns damals seinen Segen und seine Gnade für alles Kommende verliehen hat. -

Ich fuhr also im Januar 1945 nach Berlin, um meine Eltern, die Mutter meines damaligen Mannes und unser Haus und unsere Wohnung wiederzusehen. Schweren Herzens trennte ich mich von meinen Jungens. Denn, die Stunden im Luftschuttkeller, die wir alle s. Zt. erlebten, blieben unvergessen. Ich denke noch an die senkrechten Balken, die den Raum stützen sollten, falls das Haus darüber zusammenbrechen würde. Vor den Kellerfenstern lagen Barrieren, mit Sand gefüllt, zum Schutz gegen Bombensplitter. Später begriffen wir, daß ein Haus wie das unsrige uns vor der Gewalt der Bomben nicht schützen würde. Man konnte nur noch seine Angst ertragen und hoffen, daß die tödliche Last der Bomberflotten nicht auf uns fallen würde. Die Erschütterungen der in der Nähe einschlagenden Bomben ließen das Haus beben, ich vergesse es nie. Tag für Tag und Nacht in Todesangst, vor allem um das Leben meiner Kinder - doch Gottes Gnade hielt mich fest. - Die Wiedersehensfreude war groß, wenngleich auch über diesen schicksalsreichen Tagen immer ein Schatten lag. Die Bombenangriffe während meines dortigen Aufenthalts waren unaufhörlich und furchtbar - wenn ich im Keller saß und die Bomben pfeifen hörte, fragte ich mich, warum ich eigentlich nach Berlin noch einmal zurückgekommen war, die Jungens in Pommern zurückgelassen hatte, obwohl sie dort in guter Obhut waren. Ich hatte ehrlich Angst, ob ich in diesen Tagen noch einmal davonkommen sollte. Ich war auch erschüttert, daß die armen elten Eltern dieses alles erleiden mußten, ihre Gesichter waren in den Jahren darnach jedenfalls durch diese schrecklichen Erlebnisse vom Leid gezeichnet. Ich sah also unsere Wohnung noch einmal wieder die Teppiche waren weggeräumt, die kahlen Möbel standen umher, es sprach mich alles heimatlich an und doch, erschien es mir alles auf einmal fremd. Hätte ich doch nur noch einige Andenken mitgenommen - aber, immer in der Hoffnung, alles wiederzusehen, ließ ich es. Einen Blick noch zum Abschied auf alles, auf die leeren Bettchen im Kinderzimmer, auf den Spielzeugschrank, unser schönes Schlafzimmer aus Birke mit der wunderschönen Aussicht vom mittleren Fenster zur Frankfurter Allee hinunter bis weit zum Alexanderplatz, wo die Jungens mit der von Opa gebauten Tingbahn spielten, - dann in unser EBzimmer hinein, dann ins angrenzende Herrenzimmer mit den schönen geschnitzten Eichenmöbeln, dem vollgefüllten Bücherschrank, das Klavier, usw. usw. - Wie ein Kind rannte ich am letzten Abend noch einmal um das Haus herum und

prägte mir dankbar alles in meinen Sinn. Das Schicksal hatte mir dieses Wiedersehen geschenkt, was ich noch jetzt dankbar empfinde, denn 14 Tage später, am 23. Februar 1945, wurde unser Haus und alles ringsumher von Bomben zerstört. -

Beim Niederschreiben dieser Erinnerungen kommt mir alles wie ein böser Traum vor, rätselhaft auch die heutige Vorstellung, wie man diese furchtbaren Ereignisse durchzustehen vermochte. - Aber ist es nicht so, daß in Zeiten der Not der Wille zum Durchhalten erstarkt? Ich mußte ja noch alles tapfer durchstehen, ich hatte an meine beiden Kinder zu denken, auch die Hoffnung an ein Wiedersehen mit meinem damaligen Ehemann aufrecht zu erhalten. Die Briefe von ihm kamen zwar s. Zt. sehr, sehr spärlich, ich tröstete mich jedoch damit, daß die Beförderung der Feldpost wegen der Kriegereignisse nicht mehr so funktionieren konnte. Obgleich Frau Villbrandt damals schon eine vage Vermutung äußerte und zwar in der Richtung, daß G. in Ungarn andere Interessen gefangen hielten! Ich hielt mich jedoch noch an meine Zuversicht, wollte mich durch nichts im Vertrauen auf ein Wiedersehen erschüttern lassen, ich konnte mir überhaupt damals nicht eine Wende in unser Leben vorstellen, wie sie später eintrat. -

Januar 1945! Die Wehrmachtsberichte wurden von Tag, ja von Stunde zu Stunde trostloser. Es hieß, daß der Russe bereits durch Ostpreussen kam, und von Schneidemühl aus beabsichtigte, Pommern mit abzuschließen. Wir überlegten also, ob es nicht besser wäre, nach Berlin zurückzukehren, per Bahn war es aussichtslos, es blieb uns nur noch der Weg mit dem Schiff. Wir gingen jeden Tag, trotz eisiger Kälte, zum Strand und sahen ganz im Osten Feuerschein, es dürfte der Brand von Danzig gewesen sein. Wir standen dann arm und verlassen in den Dünen und wußten nichts mehr mit der Welt anzufangen. Die bittere Kälte hatte die Ostsee auf weite Strecken zufrieren lassen, die Brandung an den Ufern stand wie riesige Felsblöcke steifgefroren - es war ein unheimlich schöner Anblick. Als kleine Alltagsfreude für die Kinder hatte ich von irgendwo Schlittschuhe organisiert, und so tummelten wir uns an der Lupow und auch auf dem zugefrorenen Gardersee. So vergaßen wir wenigstens für einige Stunden die traurige Welt da draußen. -

Eines Tages erschienen in unserem Dorf zwei Soldaten von der Wehrmacht, die auch bei Villbrandts Verpflegung erhielten; sie machten einen niedergeschlagenen Eindruck, waren anscheinend von irgendwoher lange Zeit unterwegs. Sie berichteten uns von dem Vormarsch der Russen - auf unsere Fragen, wo wir denn nun hin sollten, um ihnen nicht in die Hände zu fallen, entgegneten sie pessimistisch: "Wo wollt ihr denn noch hin?" - Mein Entschluß war nun gefaßt! Auch die Gerüchte, die umgingen, daß eine weißrussische Armee durch Pommern marschiert käme, um die Sowjets zu bekämpfen, waren ein Signal für mich, mit den Kindern nach Berlin zurückzukehren. Aber wie? Es gab nur einen Ausweg, da die Eisenbahnverbindungen abgeschnitten waren, mit dem Schiff die Flucht zu wagen! - So fuhr ich vorerst nach Stolpmünde, um mich über diese Möglichkeit zu erkundigen. Ich sah dort die Menschenmassen, die bereits den Fluchtweg über die Ostsee versuchten, und eine fürchterliche Ahnung bemächtigte sich meiner. Ich stand am Kleinbahnhof und begann hemmungslos zu heulen, meine ganze Verlassenheit löste sich in Tränen auf. - So lebten wir in der Ungewißheit weiter, Briefe von den Eltern erhielten wir nicht mehr - die Wehrmachtsberichte beunruhigten uns - ostpreußische Flüchtlinge trafen in unserem Dorf ein und brachten hoffnungslose Nachrichten mit. Wenn wir an der Ostsee von den Dünen herab in Richtung Osten blickten, sahen wir stets einen riesigen Feuerschein, es war das brennende Danzig. Obwohl wir hier in dem kleinen verlassenen Dorf waren, und das Kriegsgeschehen nach meiner damaligen Meinung nicht zu uns dringen konnte, kamen wir uns jämmerlich verlassen vor. Frau Villbrandt und die Oma Villbrandt hielten zu uns und umsorgten uns, obwohl sie sicherlich auf 1 um ihre Familie und den Hof und das Land bangten. Wir überlegten, ob wir alle zusammen zurück nach Berlin gehen wollten, die Kinder, Inge und Heinz mitnehmen und Iwan, den 19jährigen russischen Fremdarbeiter - er wollte es auch. -

Aber wie und auf welchem Wege? So verging der Monat Februar. Die Kinder waren noch zur Schule gegangen, bis eines Tages der Lehrer und die Pastorin aus Rowe verschwunden waren!!! - Frau Villbrandt's Bruder, Herr Kirk, wir nannten ihn Onkel Max, kam Anfang März ganz in der Frühe zu uns herüberge-- laufen und beschwor mich, mit den Kindern sofort nach Wobesde zu fahren, mit der Kleinbahn sollten wir dann weiter nach Stolpmünde, und Iwan sollte uns mit dem Pferdefuhrwerk dorthin kutschieren. Ich mußte unser Zeug, das ich in der Eile greifen konnte, auf dem Wagen verladen. Jürgen und Wölfi wurden schnell aus dem Bett geholt, ach, es war entsetzlich. Ich sehe noch heute ihre fragenden Augen, warum dies alles so plötzlich geschah. -

Es war am 5. März 1945 - um 8 Uhr spannte Iwan Pferd Lotte an - wir nahmen Abschied von unseren lieben Villbrands, dem uns lieb gewordenen Haus an der Ostsee. - Wohin führte uns Gott nun? Wir kamen am Kleinbahnhof Wobesde an, um nach Stolpmünde weiter zu fahren, jedoch viele Menschen standen bereits dort und warteten auf einen Zug. Man sagte uns dann, es würden keine Züge mehr fahren. Iwan sagte dann kurz entschlossen, er würde uns nach Stolpmünde fahren. Was blieb uns anderes übrig? So begann eine Fahrt von reichlich vier Stunden in Kälte und Schneesturm. Ich hielt die Plane über die Kinder, damit ihnen der eisige Wind nicht so zusetzte. Meine Hände waren blaugefroren, Iwan vorn auf dem Kutschbock hielt getreulich in seiner dünnen Jacke aus. Er wollte mit uns nach Berlin, er hatte ja auch Angst vor den Russen. Wäre es uns dies gelungen, was hätte es für eine Katastrophe gegeben! Wenn ich heute zurückdenke, bin ich Gott dankbar, daß er uns einen anderen Weg geführt hat, wenn gleich es auch für uns ein schwerer Weg gewesen ist. -

Auf den Straßen unterwegs begegneten uns endlose Trecks mit Flüchtlingen, sie zogen dahin mit müden Pferden vor ihren vollbepackten Wagen, aber es war, als ob sich die langen Kolonnen alle im Kreis bewegten, niemand hatte ein Ziel, niemand wußte, wo man noch vor dem Russen geschützt war. - Unser kleines Wägelchen mit Iwan fuhr gegen Mittag in Stolpmünde ein. Ein Bild des Schreckens bot sich uns dar, - Tausende von Menschen vor den Schiffen im Hafen, die den Transport der Flüchtlinge übernehmen sollten. Ratlos standen wir vor dieser unlöslichen Situation. Hier in dem Menschengewühl traf ich auf eine Frau Schulz mit ihren vier Kindern, die ebenfalls aus Rowe gekommen war und gleichfalls mit uns nach Berlin wollte. Nach vielem Umfragen waren wir überzeugt, daß wir aus diesen Menschenmassen, die alle auf die Schiffe wollten, nicht mehr herauskommen würden. Dicht am Hafen fanden wir, da es ja bereits zum Abend ging, die Kinder vor Kälte zitterten, ein leerstehendes Haus. Es war von den Bewohnern verlassen. - Die Wohnung war noch in einem Zustand, als ob die Eigentümer derselben in jedem Augenblick wiederkommen würden. Im Kinderzimmer lagen noch die Spielsachen, die Bettchen kamen uns wie ein Geschenk des Himmels vor, wir hatten wenigstens für die Nacht ein Dach über dem Kopf. Ich beschloß mit Frau Schulz, erstmals hier abzuwarten, vielleicht ergab sich doch eine Gelegenheit, mit einem Schiff wegzukommen. Iwan machte sich traurig wieder auf den Rückweg nach Rowe, er tat mir leid, er war ja auch ein junger Mensch, der von seinen Angehörigen in seiner russischen Heimat nach Deutschland zum Arbeiten auf dem Lande gebracht war, um die fehlenden deutschen Männer auf den Bauernhöfen zu ersetzen. - Plötzlich stellten wir fest, daß in der Nebenwohnung deutsche Soldaten waren. Frau Villbrandt hatte uns vorsorglich Butter, Speck, Eier und Wurst eingepackt, und wir hatten von der langen Fahrt und überhaupt - wir hatten Hunger. Als wir in der kleinen Küche auf dem Gasherd unser Essen bereiteten, sahen wir, wie ein Offizier von nebenan hereinkam und sehnsüchtig auf unser Gebratenes blickte. Wir hatten den Eindruck, daß er und seine Mannschaft lange Zeit nichts Rechtes zu essen bekommen hatten. Mitleidig, wie wir waren, teilten wir unser Essen mit den Soldaten, ihre dankbaren Mienen, als wir dann noch eine Zigarettenpackung verteilten, sind unvergeßlich. -

Mit Frau Schulz ging ich jeden Tag zum nahegelegenen Hafen, um evtl. doch noch ein Schiff zu bekommen, mit dem wir wenigstens von hier fort-kamen. Die vielen tausend Menschen, die hier warteten, das alles machte uns hoffnungslos. Plötzlich - an einem Mittag des nächsten Tages - ich glaube, es war der 6. März 1945 - sagte uns der Transportoffizier: "Sie müssen hier weg!" Ich nehme an, daß er auch eine Familie und Kinder zu Hause hatte, und daß wir ihm infolgedessen leid taten. Wir griffen unser Zeug und wurden von ihm und einer seiner Soldaten zu einem Schiff durch die Menschenmenge geschleust. Wir hatten Mühe, durchzukommen, be-greiflicherweise wollte niemand zurückweichen, und von vielen Seiten hörten wir Schimpfworte. - Wir gelangten an die Außenbordwand des Schiffes, eine Gangway war nicht zu sehen. Vielleicht hätten die Menschen sonst das Schiff gestürmt. Von droben wurde auf das Kommando des Schiffsoffiziers eine Strickleiter heruntergelassen, und wir kletterten hoch hinaus mit letzter Verzweiflung. - An der letzten Sprosse zum Deck verlor ich die Nerven und bekam einen Heulausbruch. Der Kapitän empfing mich mit den Worten, als er mich so heulen sah: "Na, Mädchen, nun nimm erst mal einen Bonbon in den Mund." Daraufhin steckte er mir einen Sahnebonbon in den Mund, der mir in diesem Augenblick wie ein Himmels Geschenk erschien. Doch gleichzeitig ertönte Wölfi's Wehgeschrei - der arme kleine Stackel hatte sich an einer Holzplanke beim Hinaufziehen einen langen, dicken Splitter unterhalb des Daumens eingezogen. Ratlos standen wir - da kam eine junge Krankenschwester auf Wölfi zu, sie nahm den kleinen Kerl an der Hand und zog aus ihrer Haube eine Sicherheitsnadel, damit entfernte sie mit großer Geduld den Splitter, der bestimmt große Schmerzen verursacht hatte. - Wir standen nun wie verloren mit unserem Kram an Deck herum. Ein junger Matrose kam auf uns zu, und ich bat ihn, uns einen Platz anzuweisen. Ich steckte ihm viele Packungen von Zigaretten zu, er meinte jedoch, das Schiff wäre voll besetzt mit den Flüchtenden, er könne uns nur noch im Waschraum ganz unten auf dem Fußboden einen freien Platz vermitteln. - Es war eine Stelle auf dem kahlen Fliesenboden unter den Waschbecken, vielleicht 1 qm groß. Die dort schon sitzenden Flüchtlinge sahen uns mit abweisenden Augen an, weil sie noch mehr zusammenrückten mußten. Ja, da standen wir nun ratlos, jedoch froh, noch auf ein Schiff gekommen zu sein. Von unserem Gepäck, das uns der hilfsbereite junge Matrose herantrug, bereitete ich eine Unterlage auf unserem kahlen Fliesenplatz, damit wir einigermaßen vor den kalten Steinen geschützt sitzen konnten. - Wie es weiterging, weiß ich nicht mehr so genau, ich weiß nur, daß wir endlose Stunden warten mußten. An Bord gelangten wir gegen 14 Uhr. Rings um uns die Menschen hockten apathisch, die meisten schiefen nach den schrecklichen Fluchterlebnissen. Meine Kinder schmiegt sich an mich, sie verstanden das alles nicht. Auch sie waren müde und überfordert, ich hielt an jeder Seite ein schlafendes Kind. So vergingen die Stunden, - die Schiffsmaschine hörten wir brummen, jeder fragte, wann wir endlich die Fahrt beginnen sollten. - Uns wurde kalt, obwohl wir in unserer Winterkleidung, die wir doppelt und dreifach übergezogen hatten, froren. Ich hatte Mühe, meinen Kindern in der ungewohnten Lage Trost zuzusprechen, daß wir nun endlich wieder nach Hause kommen könnten, nach unserem Berlin. - Vielleicht sind wir dann doch vor Erschöpfung eingeschlafen, als wir gegen morgens um 6 Uhr merkten, daß das Schiff abfuhr. - Was würde uns bevorstehen? Wir erfuhren dann, daß wir uns auf einem Lazarett-schiff (Nautik) befanden, es waren viele verwundete Soldaten an Bord, die wir in einem dunklen Raum unter Deck sahen, und denen wir keine Erleichterung von ihren Schmerzen verschaffen konnten. Eine kleine Schachtel mit Eumed-Tabletten, die ich in meinem Arzneikoffer fand, gab ich einem jungen Soldaten - ob sie ihm s. Zt. vorübergehend einige Zeit der Linderung brachten? Es war alles so trostlos!

So begann unsere Odysseefahrt ins Ungewisse - die stürmischen März tage auf der Ostsee machten uns auf unserem zusammengedrängten Platz zwischen all den vielen Menschen zu schaffen. Irgend jemand hatte eine Apfelsinenkiste an Bord organisiert, ich konnte auch noch in dem dunklen Gang irgendwo eine solche ergattern, und so kam ich wenigstens von den kalten Fliesen weg und nahm die Kinder beide auf meinen Schoß. Es war aber alles auf die Dauer quälend in dieser Lage, die Kinder waren erschöpft, schiefen zeitweilig ein, wenn sie dann im Halbschlaf sich reckten oder von bösen Träumen aufschrieten, hatten die Flüchtlinge um uns her dafür kein Verständnis und gaben ihren Unmut darüber gegen uns. Wie können sich nur Menschen so in einer Notlage doch zeigen!! - Ich weiß nur noch, daß mir eine gegenüber sitzende Frau aus meinem Handgepäck Butter entwendet hatte, als ich zur Toilette gehen mußte. Vielleicht hatte sie nichts zu essen, aber sie hätte doch mich darum fragen können, ich hätte ihr gegeben. Das stürmische Wetter machte uns die Fahrt zur Hölle, einer nach dem anderen wurde seekrank, man bespuckte sich schon gegenseitig. Wir saßen ja im Waschraum nahe bei den Waschbecken, jeder Seekranke spuckte in die Becken, wir mußten das alles mit ansehen, denn aus Furcht, unseren Platz zu verlieren, blieb uns keine Wahl, dazubleiben. Jürgen war so stark seekrank, er blieb fast ohnmächtig liegen, grün und blau im Gesicht. Wölfi torkelte in den Gang hinaus, übergab sich, er kam leichter davon. Im Gang pumpten die Bordmatrosen die Toiletten leer, die Klo's liefen über. Mit einer Flasche Rum - ohne Alkohol hätten sie es vielleicht nicht ausführen können - spritzten sie dann die Gänge von dem Kot sauber. Es wurde inzwischen heller Tag, ich ging dann kurz entschlossen mit den Kindern an Deck, ich konnte es unten nicht mehr aushalten. Die Menschen dort oben hatten alle mit ihrer Seekrankheit zu tun, man nahm es nicht krumm, wenn man angespuckt wurde. Aber dann ging es mir ebenso schlecht. Doch die scharfe, klare Luft an Deck tat uns gut, es wurde uns bedeutend besser, wir hockten uns zusammen mit unserem Gepäck, wir empfanden die Kälte nicht so sehr schlimm, wie unten die furchtbare Luft. -An Bord munkelte man, daß wir nach Dänemark gebracht werden sollten. Am Spätnachmittag sahen wir in Küstenrichtung einen großen Feuerschein, man sagte uns, es wäre im Hafen von Stettin. - Gegen abend des 7. März kamen wir dann gegen 20,30 Uhr in Swinemünde an - wir waren froh, wieder am Land zu sein, und vielleicht konnte ich von hier aus nach Berlin irgendwie gelangen, so waren meine Überlegungen. - Eine freundliche kleine Frau Berlin, die mit uns zusammen war, entschloß sich sofort, von Bord zu gehen Richtung Berlin. Ich bat sie, für meine Eltern in Berlin ein Päckchen Butter mitzunehmen, falls es ihr möglich wäre. Und, oh Wunder, meine Mutter schrieb mir später nach Heide, daß die kleine Frau ihr die Butter gebracht hätte und von unserer Flucht berichtet hätte. Ja, es gab damals auch Menschen, die einander Gutes antaten und noch Verständnis für die Not anderer hatten. -

Während unseres kurzen Aufenthalts in Swinemünde ging ich von Bord - ich sah nämlich im Hafen dort einen Lazarettzug, der nach Berlin fahren sollte. Auf meine Frage, ob ich mit meinen Kindern nach Berlin mitfahren könne, gab man mir eine zusagende Antwort. Ich stand noch dort vor dem Zug und war glücklich, solch eine Chance zu haben. Da hörte ich vom Deck unseres Schiffes Nautik den Kapitän energisch rufen: "Sofort an Bord kommen, wir fahren aus!" Es ging alles so schnell, ich mußte ja zu meinen Kindern auf dem Schiff. - Wenn ich heute zurückdenke, meine ich, daß wir einem bösen Schicksal in Berlin doch entgangen sind, obgleich die folgenden Geschehnisse für uns nicht minder unglücklich waren. -

Die kleine Frau, der ich die Butter für meine Eltern mitgab, hatte noch Glück, mit diesem Lazarettzug nach Berlin mitzukommen, Gott möge es ihr heute noch danken, daß sie durchkam. Wenn ich heute dagegen halte, daß die Menschheit im Wohlstand lebt, und diese kleine Frau damals trotz ihrer Not den Weg zu meinen Eltern fand und getreulich die Butter ihnen übergab, dann war das doch ein Zeichen von großer Nächstenliebe. Auch, daß sie meinen Eltern wenigstens die Nachricht brachte, daß wir bis dorthin uns einigermaßen durchgeschlagen hatten. Denn Mama und Papa lebten ja in großer Angst, wie wir aus dem von den Russen besetzten Pommern herauskommen würden. -

Nun waren wir also wieder an Bord der "Nautik" und blieben noch für einige Stunden im Swinemünder Hafen liegen.

10. März 1945
Plötzlich kam vom Kapitän der Aufruf, sofort auf das neben unserem Schiff liegende Torpedo-Schulschiff "Hugo Zeye" umzusteigen. Bei all diesem Durcheinander hatte ich Mühe, meine Kinder bei mir zu behalten und unser Gepäck mühevoll mitzuschleppen. Aber es ging verhältnismäßig alles geordnet. Das Kriegsschiff machte auf uns einen gewaltigen Eindruck mit den vielen Kanonen an Deck. Man wies uns einen Platz im Unteroffizierskasino an. Das war natürlich ein Unterschied wie Tag und Nacht im Hinblick auf die gefängnisartige Stelle auf der Nautik. Hier fanden wir einen Sitzplatz auf den roten seitlichen Lederbänken mit einem Tisch davor. Frau Schulz mit ihren vier Kindern war glücklicherweise bei uns geblieben, so waren wir nicht ganz unter fremden Menschen. Ein Matrose brachte uns zwei Matten, auf die ich meine Kinder zum Schlafen hinlegen konnte, ganz dicht bei mir unter der Sitzbank. Nur Jürgen machte mir Kummer, er begann zu fiebern, lag teilnahmslos - ich stellte ca. 40 Grad Fieber fest. Ich versuchte, so gut es ging, feuchte Umschläge zu machen. Dann dachten wir wieder an die verwundeten Soldaten auf der Nautik, waren sie eigentlich umgeschifft worden oder wurden sie mit dem Lazarettzug nach Berlin weiterbefördert? Ach, ich weiß nicht mehr, was alles durch unsere Gedanken ging! -

11. März 1945:

Wir fuhren aus dem Swinemünder Hafen. Als wir dann auf See uns befanden, hörten wir Flugzeuge und das furchtbare Geräusch von Bombeneinschlägen. Was war? Was kam auf uns zu? Wir erfuhren dann von der Schiffsführung, daß die Amerikaner den Swinemünder Hafen bombardiert und zerstört hätten. --- Ich kann nicht mehr beschreiben, was in mir vorging, ich konnte nur Gott danken, daß er uns so behütet hatte, im letzten Augenblick aus dem Massaker hinweggeleitet hatte. Trotzdem waren unsere Gedanken bei dem zurückgebliebenen Schiff "Nautik" und dem Lazarettzug. Was wurde aus all den Verwundeten? Ach, Krieg ist doch etwas Entsetzliches! Aber die Reaktion auf diesen Schock blieb nicht aus. Wir wurden von der Besatzung gut gepflegt, allerdings durften wir nur des Nachts an Deck, wo Erbsensuppe verteilt wurde. Ich kann erinnern, daß ich in der langen Schlange angestanden hatte, um die Suppe für uns zu holen. Hier verließen mich meine körperlichen Reserven - es wurde schwarz vor meinen Augen, und ich fand mich im Lazaretttraum wieder auf einer Trage. Ein Arzt fragte mich etwas, ich wollte antworten, jedoch meine Stimme versagte, ich konnte nicht sprechen, nur noch versuchen, einen Laut aus meiner Kehle hervorzubringen. Ich wollte ja zu meinen Kindern, verzweifelt versuchte ich, es ihm und der Krankenschwester klarzumachen. Man gab mir ein Blatt Papier, um es aufzuschreiben. Aber ich wurde darauf hingewiesen, daß mein augenblicklicher Zustand es nicht zulasse. So wurde ich einen Tag lang, es war der 12. März 1945, im Lazarett belassen und versorgt. Ich hatte meine Tage, obwohl wir uns auf der Flucht ca. vier Schlüpfertage übergezogen hatten, war ich am Unterleib verkrustet von Blut, Wir konnten uns ja nicht pflegen. -----

Aber dann im Laufe des Tages ergriff mich eine unerklärliche Unruhe - ich hatte das Gefühl, hier mußt du raus. Abgesehen von der Tatsache, daß meine Kinder an Bord oben auf Deck sich befanden. Frau Schulz hatte wohl, so gut es ging, neben der Beaufsichtigung ihrer vier Kinder, auch die Obhut über meine beiden Jungen übernommen. Aber das war für mich keine Beruhigung. Ich machte mich durch Zeichen und krampfhafter Versuchen, zu sprechen, einigermaßen verständlich, daß ich unbedingt sofort wieder in den Raum, wo sich meine Kinder aufhielten, zurückgebracht werden müßte. Auf eigene Verantwortung wurde mir vom Arzt erklärt - daraufhin brachte mich eine Krankenschwester zurück zu den beiden Kleinen. Sie klammerten sich an mich und weinten, was mußten sie unter all den fremden Menschen empfunden haben? Jürgen hatte sich eine starke Bronchitis zugezogen mit hohem Fieber. Ich machte ihm, so gut es ging, warme Umschläge und konnte auch Tee aus der Bordküche bekommen. Aber mir war selbst so elend, trotzdem war ich froh, daß wir wenigstens sitzen konnten und die Kinder auf dem Boden unter der Sitzbank auf der kleinen Unterlage sich hinlegen konnten. -

Ich muß eine kurze Pause in meinem Bericht machen, die Erinnerung an die bösen Stunden überkommt mich so gewaltig, ich erlebe in Gedanken alles noch einmal so deutlich, als ob es gestern gewesen wäre. Was hat dieser unnötige Krieg an uns Erwachsenen und vor allem an unseren Kindern schreckliche Wunden geschlagen. Beim Anblick meiner Enkelkinder ziehe ich Vergleiche mit meinen Jungen damals, die in der furchtbaren Zeit doch in einem hilflosen Alter waren, vielleicht auch nicht so direkt alle Geschehnisse verkraftet hatten - aber ich war ja immer bei ihnen - sie hatten ja das Gefühl der Geborgenheit bei mir, trotz aller entsetzlichen Ereignisse. -

Dann kam die Nacht zum 14. März 1945 ----.
Wir dämmerten alle in der Unterkunft im Halbschlaf - Frau Schulz saß neben mir auf der Sitzbank - auf dem Boden unter mir lagen die Kinder auf den Liegematten - die Schiffsmaschine hörten wir mit dem Gefühl der Beruhigung, denn ein Stillliegen des Schiffes bedeutete für uns nach den bisherigen Erfahrungen, daß feindliche Flugzeuge in der Nähe waren.

Dann ein Furchtbares Geräusch einer Detonation --- es erinnerte an die feindlichen Bombeneinschläge, die wir noch aus den Bombennächten in Berlin im Ohre hatten. ----- Das Schiff schrammte wie auf Sand auf - dann verlor es das Gleichgewicht - wir pendelten hin und her - wir dachten, wir würden umkippen. -- Die Menschen in unserem Raum schrieten alle auf, ein Mann mußte wohl verletzt sein - die Beleuchtung ging aus. Ich saß wie versteinert, faßte nur nach meinen am Boden schlafenden Kindern und zog sie an mich ganz dicht heran. Schreckliche Sekunden waren es - was würde nun geschehen? Irgendjemand stellte uns eine Kerze auf den Tisch, so konnten wir wenigstens die Umrisse erkennen. Der Topf mit der Erbsensuppe auf unserem Tisch war umgekippt, und die Suppe ergoß sich auf uns, so daß ich im ersten Augenblick glaubte, daß sich von uns jemand verletzt hätte. Mein Jürgen, der mit einer fiebrigen Bronchitis lag, und dem ich noch am Abend zuvor einen Brustwickel gemacht hatte, schmiegte sich verstört an mich, und auch Wölfi, der gar nicht begriff, was eigentlich geschehen war. So saßen wir Drei engumschlungen - ein furchtbares Gefühl, daß der Tod unter uns war, kam auf mich zu. Ja, so muß es wohl sein, daß man den Tod ganz nahe bei sich fühlt, kalt und eisig, in den Augenblicken der Gefahr, in denen er unter uns weilt und nach uns schaut. -- Ich schreibe dieses heute am Jahresende, am 31. Dezember 1979 - hier in Flensburg herrscht seit Tagen ein furchtbarer Schneesturm, der mich an die Tage erinnert, an denen wir aus Pommern fliehen mußten. Das Haus, in dem ich wohne, in der Hochstraße 26, ist so tief von Schnee verweht, so daß wir nicht einmal vor die Haustür gehen können, geschweige denn, überhaupt nach draußen zu kommen. Alles Schneeschippen ist vergebens, der Sturm fegt sofort über meterhohe Schneeberge in den Straßen zusammen. Von den parkenden Autos sieht man nur noch etwas das Dach.

Sonntag, der 7. Januar 1979: Es waren furchtbare Tage, die Schneekatastrophe hier in Flensburg und überall im Lande hat viel Unglück angerichtet, die Straßen sind wohl einigermaßen vom Schnee, von dem wir buchstäblich eingeschlossen waren, geräumt, aber die parkenden Autos in unserer Straße sind noch immer fest im Schnee verankert. Dazu regnet es heute, sodaß die Wege spiegelglatt sind - ich werde auch im Hause bleiben müssen. -

Meine Gedanken gehen wieder zurück an den Tag, vielmehr die Nacht zum 13. März 1945 - die zwei Detonationen, die unser Schiff erschütterten, das Schiff aus dem Gleichgewicht brachten, verursachten Minen, auf die unser Schiff aufgelaufen war. Bange Minuten der Angst, was würde geschehen? Meine beiden Kinder preßte ich eng an mich, konnte da kommen, was wollte, ich hatte sie bei mir. Sie begriffen ja nicht, welches Unheil auf uns zukam, sie waren beide verstört, der Schreck hatte sie so mitgenommen, daß sie nicht einmal weinten. Dann erschien aus dem Dunkel um uns auf der Treppe, die zum Deck führte, ein Lichtschein von einer Taschenlampe, ein junger Matrose kam herab und beschwor uns, ruhig zu bleiben und abzuwarten, dann könnten wir alle gerettet werden. -

Als ich aber sah, daß der Matrose eine Schwimmweste am Körper hatte, wurde mir bewußt, daß etwas Furchtbares geschehen würde. In meiner panischen Angst ergriff ich den Matrosen am Hals und beschwor ihn, auf meine Frage zu antworten, ob wir alle nun untergehen müßten. -- Dieser junge Mensch wußte es sicherlich auch nicht, aber er versuchte, zu beruhigen - es war in diesem Augenblick für uns vielleicht etwas Gutes, diese Worte zu hören, wer weiß, was eine Panik ausgelöst hätte. -- Mir wurde auch bewußt, daß Gott mich aus dem Schiffslazarett zu meinen Kindern geleitet hatte, ich hielt sie beide fest umklammert an mich gedrückt, konnte da kommen, was wollte. -- Im Unterbewußtsein hörte ich nur, daß Verletzte aus dem Schiffslazarett getragen wurden, hörte, daß dort viel Glasschaden war, hörte, daß der Maschinist verletzt geborgen wurde. -- Wenn nur nicht diese Dunkelheit gewesen wäre, das Warten auf etwas, was man nicht begreifen konnte. Und doch können es nur wenige Minuten gewesen sein nach den Minenexplosionen (2 Uhr nachts). --

Jürgen war völlig apathisch, er begriff wohl glücklicherweise nicht, was um uns geschah. Ich zog dann schließlich, so gut es eben möglich war, in der Dunkelheit den Mantel über die Kinder und ihre Mützen. Ich hatte selber zwei Mäntel bei mir und hing nur noch zusätzlich den Sportpelz über meine Schulter. Alsdann kamen junge Matrosen auf uns zu, jeder nahm einen Jungen auf den Arm er leitete uns auf das Deck bis zur Reling, wo ein schnales Brett querüber zu einem Minensuchboot angebracht war. Ich überlegte in dieser Sekunde beim Zurückschauen zum Eingang, der zu unserem Unterkunftsraum in der "Hugo Zeye" führte, ob ich noch wenigstens ein Stück von unseren zurückgelassenen Koffern herausholen sollte. Aber die Brecher schlugen bereits über Bord - ich vergaß den Matrosen, die meine Kinder trugen, über den schmalen Steg zu dem anderen Schiff. Die Planke war ziemlich hoch, und man mußte schon ganz gezielt darüber gehen - unter uns tobte die See, wir waren froh, bei diesem Seegang das rettende Schiff zu erreichen. -

Wir hörten nur, wie jemand schrie: ;Nicht alle auf einmal, warten, sonst kippen wir über!" Wir fanden uns auf dem Deck eines Minensuchbootes wieder. Diese Schiffe haben keinen Tiefgang, daher die Befürchtung des Kommandanten, daß wir umkippen würden, wenn die nachströmenden Menschen alle auf einmal zur einen Seite zusammendrängen würden. - So, da lagen wir nun - erschöpft und doch voller Angst und Schrecken angespannt am Boden des Schiffes. Die Kälte und der Sturm setzten uns zu. Jürgen hatte seinen umgehängten Mantel verloren, wir sahen noch zurück zur See und konnten noch das grandiose Untergehen der "Hugo Zeye" erblicken. Der Anblick des untergehenden Torpedoschulschiffes, den ich noch heute vor Augen habe, das Heck hoch über der See - ringsum im Kreis der Strahlenkegel der Kriegsschiffe, die uns Begleitschutz gewährten - dann verschwand das Schiff wie ein riesiger Turm senkrecht in der aufge-

wühlten See.

Das war im Fehmarn Belt - wenn ich heute bisweilen mit dem Fährschiff über diese Strecke fahre, geht schmerzliches Gedenken an diese Zeit zurück. Was sollte nun kommen? - Erst mal stellte ich fest, daß mir der zweite Wintermantel, den ich über Schulter hängen hatte, abhanden gekommen war. Ob er von einem anderen Flüchtling in der Panik von mir weggenommen wurde, wer weiß? Hoffentlich kam es jemandem zugute, der in diesen Schreckensminuten keinen Mantel mehr überziehen konnte. - Wir hockten und standen herum auf dem engen Deck, der Sturm setzte uns zu, und die aufgewühlte See kam alle Augenblicke über Bord. Nur eine kleine, enge Kajüte befand sich auf dem Boot, und ich hatte das Glück, mich mit den Kindern hineinzu-zwängen - wir waren schon froh, überhaupt von der Kälte dort draußen einen Unterschlupf gefunden zu haben.

So warteten wir dort unten, ohne uns hinsetzen zu können, nach den Schreckensminuten der Minenexplosionen ca. 1,30 Uhr, bis 3,45 Uhr. Dann erst setzte sich das Minensuchboot mit unserer Menschenfracht in Bewegung. Die Fahrt war alles andere als schön, es war ein rauher Seegang. - Gegen 6,45 Uhr morgens legten wir im Kieler Hafen an. Wir wurden also ausgebootet - frierend und nervlich zerschlagen - aber doch irgendwie in einem beruhigenden Gefühl, daß unser armseliges Leben noch bestand. Wir wurden von Menschen gemustert, die dort vorbeikamen. Wir standen jedenfalls wie eine verirrte Herde herum. Ich hatte auch den Eindruck, daß Kiel kurz zuvor einen Bombenangriff erlebt hatte, überall starrten uns Häuserruinen entgegen. Deswegen war mir auch klar, daß die Menschen dort desinteressiert über uns hinweg-sahen, weil sie mit ihren eigenen Sorgen und Problemen fertig werden mußten. Ein uniformierter SA-Mann in goldstrotzender Montur, begrüßte uns nun. Wir sollten sofort zum Hauptbahnhof geführt werden, dieweil bereits wieder Fliegeralarm gemeldet sei. Dort sollten wir in einen Güterzug verladen werden, der - nach Aussagen des SA-Mannes - uns zu den fetten Dithmarscher Bauern bringen sollte. Leere Versprechungen! Denn, wie sah das später aus?

Wir wurden in einen Güterzug verfrachtet, uns fror entsetzlich - es war so gegen 16 Uhr. Da auf den Strecken alle Augenblicke Fliegeralarm gegeben wurde, wurde der Zug zeitweise wieder zurückgeleitet, dann im Schrittempo wieder vorwärts. Schließlich gelangten wir gegen 21,30 Uhr an Heide/Holstein. Wir kamen uns tatsächlich wie transportiertes Vieh vor, das dann in einen großen strohausgelegten Saal einer Gastwirtschaft "Tivoli" gelenkt wurde. Man gab uns heißen Rotwein zu trinken, und darnach sanken wir alle erschöpft und ausgelaugt auf dem Strohlager hin und dachten zu schlafen. Aber wiederum riß uns die Heulsirene empor, unsere Nerven hielten uns zitternd wach - Gottlob, ein Fliegerangriff erfolgte nicht, so daß wir dann endlich etwas ruhen konnten im Halbschlaf.

Wir erwachten mit trüben Vorstellungen, was aus uns nun eigentlich werden sollte. - Man gab uns wohl zu essen, das wir uns, in langen Reihen ange-stellt, holen konnten. Wo wir uns eigentlich befanden, war uns nicht klar. Wie Vieh kauerten wir in dem großen Saal, der mit Stroh am Boden aufgeschüttet war. In einer Ecke saßen Frauen mit weißen Kopftüchern, sie waren verlaust, sagte man uns. Es war auch somit nicht verwunderlich, daß wir alle nach Tagen des Herumlungerns - an Waschen war nicht zu denken - mit Kopfläusen versehen waren. Das Schlimmste war, daß die Kinder, Jürgen und Wölfi, und schließlich auch ich selbst, nicht mehr ansprechbar waren. Wir lagen mit Fieber und wohl auch hilflos darnieder. Ich weiß jedenfalls nicht mehr, was um uns geschah. Ich bekam nur noch mit, daß von allen Flüchtlingen eine Entlausung vorge-nommen wurde. Tatsächlich ließ man uns Drei liegen, wir wurden nicht in den Entlausungswagen gebracht, weil wir am Ende unserer Kräfte wegen des Fiebers waren. Wir wurden dann in einen Schulraum gebracht, wo man uns auf den Fuß-boden auf Matten legte. Um Jürgen hatte ich eine Decke gelegt, die uns ein Matrose auf dem Schiff noch gab, da Jürgen in der Eile keinen Mantel umbekam. Ja, das war unser einziges Hab' und Gut - außer einem Brustbeutel mit meinem Postspargbuch und einigen Lebensmittelkarten starteten wir in eine dunkle Zukunft.

Wir waren also vollkommen darauf angewiesen, vorläufig das Lagerleben im Tivoli durchzustehen. Um aus der stickigen Atmosphäre herauszukommen, liefen wir in Heide umher. Es gab nirgends etwas zu kaufen. Eine Holzseisenbahn in einem Schaufenster stand dort nur zur Ausstellungszwecken. Wölfi setzte sich auf die Treppenstufen des Ladens und schaute sehnsüchtig darauf. Wir boten wohl einen merkwürdigen Anblick in unserem Zeug - da wir aus dem Strohlager ohne jegliche Pflege herausgingen, waren wir vollgespickt an unserem Zeug mit Strohhalmen usw. Aber damals kümmerte es uns nicht mehr, wir waren seelisch zerschlagen und konnten unser Schicksal noch gar nicht so recht fassen. - Im Lager wurden nach und nach die Flüchtlinge in Privatquartiere eingewiesen. Wir kamen in ein leeres Zimmer in Heide, Landweg 2, bei einer Frau Hartneck. In dem Raum stand nur eine hölzerne Bettstelle mit einer Matratze. Betten waren dort nicht vorhanden. Ein Stuhl stand am Bett. Zum Schlafen lagen wir drei zusammengedrängt in diesem Bettgestell, nur mit der Decke zugedeckt, die wir von dem Matrosen vom Schiff bekamen. Wir erhielten vom Ernährungsamt einige Lebensmittelkarten und konnten uns darauf wenigstens Brot und etwas Fett kaufen. Mittagessen holten wir uns noch im Lager. Es war ein unhaltbarer Zustand - im Hinblick auf die junge Frau, bei der wir untergekommen waren, da sie war schwer TBC-krank, wie mir deren Mutter erzählte. So beschloß ich, zum Polizeirevier zu gehen und den Reviervorsteher zu bitten, uns ein anderes Quartier zu vermitteln. Und es glückte - wir wurden am 24. März in das Haus von Frau Ernst in der Ernst-Mohrstr. 41 in Heide eingewiesen. Auf unser Klingeln öffnete Frau Ernst, sah fragend auf unsere traurigen Gestalten, fragte nach Gepäck, das wir nicht mehr besaßen, Man sah ihrem Gesicht an, daß sie dies nicht begreifen konnte - wir übrigens auch nicht. - Sie führte uns nach oben in ein hübsches Zimmer, das wir im Vergleich zu dem vorherigen als Paradies empfanden. Überhaupt, dieses hübsche Haus im Grünen, die Straße war gepflegt, wir fühlten uns gleich irgendwie geborgen. Vier Kinder gehörten Frau Ernst - Irma, Greta, Günther und Dieter. Irma war damals die Älteste mit 14 Jhr. Frau Ernst war schwer herzkrank, ihre norddeutsche Kühle ließ uns anfangs nicht viel näher kommen, aber sie war ein wundervoller Mensch, sie gab viel Liebe an uns. Sie hatte auch sehr viel Leid zu tragen, ihr Mann gehörte der SS an, war als vermißt gemeldet, dann kam eine Nachricht von ihm aus dem Lager in Dachau. Dort ist er dann vermutlich umgekommen oder verschleppt worden. Die Nachforschungen blieben jedenfalls ergebnislos. An diesem Kummer ist dann Frau Ernst auch nach einigen Jahren - 1946 oder 1947 - und nach einem ihrer schweren Herzanfälle verstorben.

Aber irgendwie hatten wir das Gefühl, daß dieser Zustand nicht so bleiben konnte. Wir hatten unser Hab und Gut infolge des Schiffsuntergangs verloren - man spendete uns vom Roten Kreuz ein altes Federbett, ein Knäuel Fallschirmseidengarn, und - o Hohn - einen Flüchtlingsschlitten, mit dem wir durch die Straßen zogen - und das im Monat Mai!!! Aber wir waren ja schon zufrieden mit den winzigsten Dingen, die man uns gab. Ich schrieb an meine Eltern in Berlin, die Post ging damals auch nur durch, wenn es glückte. Ich erhielt nach Wochen die Nachricht, daß unser Haus in Berlin im Februar 45 ausgebombt wäre. Also, auch dieser Zufluchtsort war uns nun versperrt. Da wir nun gewissermaßen nackt und bloß in der Welt dastanden, versuchten wir, mit eisernem Lebenswillen daraus das Beste zu machen. Ein bißchen Geld hatte ich noch, aber man bekam ja dafür nichts. Jeden Tag aßen wir zum Mittag in einem privaten Mittagstisch braune Bohnen, und die wurden uns täglich serviert, als Suppe, Salet, Gemüse usw. - Eines Tages bat mich Frau Ernst, ihre vier Kinder zu passen, sie wollte nach Warverort zu ihren Eltern, um evtl. etwas Erbares dort aufzutreiben. Die darauffolgende Nacht werde ich so leicht nicht vergessen. Es kam Fliegeralarm, und englische Flieger bombardierten die in der Nähe befindlichen Bahnanlagen. Und dann ließen sie noch auf unser Wohnviertel, wo nirgends militärische Anlagen waren, Sprengminen fallen. Ich war mit allen Kindern und der alten Tante von Frau Ernst in dem Hauskeller. Den Schreckenstagen in Berlin entronnen, erlebten wir nun hier in dem kleinen Heide wiederum einen grausamen Fliegerangriff. Um

die Kinder von Frau Ernst zu beruhigen, denn sie hatten ja noch nicht einen Fliegerangriff erlebt, hielt ich sie alle dicht gedrängt um mich, Wölfi und Jürgen waren ebenfalls verängstigt. Die abgeworfenen Sprengminen verursachten Erschütterungen, alle Fensterscheiben zerplatzten in Glasstaub, so daß wir nach der Entwarnung unser Zimmer, das hiervon total mit Splittern übersät war, erst mal versuchten, die Splitter, die auch unsere Betten bedeckt hatten, mit Eimern und Schaufeln wegzubekommen. Notdürftig schafften wir es bis zum Morgengrauen. Als Frau Ernst im Laufe des Tages zurückkam, bedurfte es keiner Worte, ihren Dank zu zeigen, daß ich mit den Kindern wohlbehalten dieser Nacht entkam. -

Am 8. Mai 1945, an meinem Geburtstag, ging ich mit meinen Kindern durch Heide spazieren. Mein Geburtstag war völlig untergegangen, auch die Kinder hatten dieses Datum nicht mehr infolge der Ereignisse im Gedächtnis. Wir befanden uns in der Hauptstraße von Heide, als britische Panzer anrollten - die "Siegertruppen". Polnische Fremdarbeiterinnen jubelten ihnen zu - an den Panzern waren mit Kreide Sowjetsterne mit der Aufschrift "Heil Moskau" gemalt. Ich kann heute nur sagen, daß wir als gute Deutsche diesen Krieg nicht gewollt hatten, jedoch der Anblick dieser fremden Truppen mit ihrem triumphierten Gebaren löste ein unsagbar demütigendes Gefühl in meinem Herzen aus. Ich glaube, ich hatte Tränen in den Augen, als ich mich mit den Kindern umwandte. -

Jeden Tag sah ich mich in dem kleinen Heide um, etwas für unseren Lebensbedarf zu bekommen. Auf einen endlich erhaltenen Bezugsschein ergatterte ich lediglich für mich ein Paar Herrenschuhe - ich nahm sie jedenfalls -, und für die Kinder waren nur Holzsandalen vorhanden. Aus einer im Kaufhaus erworbenen Hakenkreuzfahne nähte ich für die Kinder eine rote Turnhose. Dazu ging ich in den Park und nähte sie mit der Hand zusammen. Ich konnte sogar damit die Kinder glücklich machen.

Von meinen Eltern erhielt ich nur spärliche Nachricht aus Berlin. Sie hatten bei dem Einmarsch der Russen Furchtbares erlebt und mußten hungern. Sie wußten ja durch mein Telegramm, daß wir uns in Schleswig-Holstein befanden, konnten uns jedoch nicht helfen, da die Post Sendungen kontrollierte und nicht beförderte, d.h. auf Befehl der Alliierten. Der Weg zurück nach Berlin war uns auch versperrt, unsere Wohnung wurde im Februar 1945 ausgebombt und - wenngleich ich Aufnahme bei meinen Eltern gefunden hätte - der Kanal bei Rendsburg war über die Brücke gesperrt. So vegetierten wir denn plan- und hoffnungslos dahin. Am Ende der Ernst-Mohr-Str. wurde ein Lager für entlassene deutsche Soldaten errichtet. Die armen jungen Menschen hinter dem Gitter - sie tauschten ihre letzten Habseligkeiten gegen Zigaretten um. Es war ein erbarmungswürdiger Anblick! Ich ging täglich mit den Kindern an den Zaun in der Erwartung, unseren Vati dort zu finden, denn es wurden täglich neue Gefangene eingewiesen. -

Anfang Juni 1945 kam für ganze Ernst-Mohr-Straße Räumungsbefehl der Engländer, und zwar innerhalb einer halben Stunde mußten wir die Häuser verlassen. Was sollten wir in der kurzen Zeit zusammenraffen? Ein paar alte Decken, ein paar Tassen, etwas Zucker, den wir auf Karten erstanden hatten, ja, und Frau Ernst füllte eine große Kiste mit den nötigsten Dingen. Ich bat einen jungen Engländer, die Kiste mit anzufassen und uns die Treppe hinunter zu helfen. Er tat es auch, sicher, weil ich ihn in seiner Sprache darum bat. - In einem großen Saal im Arbeitsamt konnten wir unser Quartier aufschlagen, auf Matratzen. Ich kann heute nur immer wieder sagen, daß wir an Frau Ernst eine große Stütze hatten. Sie hielt zu uns in dieser Notlage, wenngleich sie uns auch nicht mit Nahrung und anderen notwendigen Dingen versorgen konnte. Mit ihren vier Kindern und der Sorge um ihren vermißten Mann hatte sie es gewiß nicht leicht. Sie bekam auch oft sehr schwere Herzanfälle, die uns immer erschreckten.

Wir mußten dann nach einigen Tagen das Arbeitsamt räumen und nach der Straße Schuhmacherort umziehen - mit all unseren Plünnen -. Dort wies uns der Wirt in ein Gasthofzimmer ein. In der Mitte trennten wir den Raum durch eine Decke ab, damit die Familie Ernst und wir wenigstens eine Ecke jeder für sich hatte! Wir hatten einen Billardtisch in unserer Ecke und - was blieb uns übrig - wir schlugen unser Nachtquartier darunter auf. -

Ja, es war schon ein Hundeleben - aber wir verzagten nicht. In dem Gasthof (Bürgerbräu) war in einem großen Saal ein Massenspeisetisch für Flüchtlinge eingerichtet, so daß wir dort unser tägliches Mittagessen holen konnten. Es war kein Hotelessen, aber wir wurden einigermaßen gesättigt. Wir waren ja schon mit allem zufrieden, was man uns zu essen gab. So ging das dann weiter; wann die englischen Besatzungstruppen die besetzten Häuser wieder freigaben, blieb ungewiß. Frau Ernst wagte einige Male, in ihr Haus zu gehen, um wenigstens für uns in ihrem Badezimmer zu erreichen, daß wir alle uns endlich einmal richtig baden konnten. Dazu mußten wir auch die Zeit erwischen, während der Gas und Strom für die Bevölkerung für etwa zwei Stunden abgegeben wurden. Wir fanden bei einem Engländer dafür Verständnis, er ließ uns ins Haus, aber wir wurden trotzdem überwacht, damit wir von dem beschlagnahmten Inventar nichts mitnehmen. Aber wir waren glücklich, daß wir wieder einigermaßen sauber waren. Verzweifelt hatte ich ja jeden Tag von den Kindern die Kopfläuse abgesucht, ich hatte ja Angst, daß Frau Ernst es merkte und uns vielleicht dann eine Ausweisung verlangte. Nach und nach verschwanden dann auch diese Parasiten, jedoch dann hatte ich sie. Wie ich sie weg bekommen habe, das weiß ich heute nicht mehr. -

Wir hatten im Bürgerbräu einen Zugang auf einen kleinen Hof, der an die Küche des Gasthofs grenzte. Dort fanden wir ein paar Stühle und einen kleinen Tisch, wor wir uns tagsüber aufhalten konnten. Jürgen und Wölfi gingen noch immer zur Ernst-Mohrstraße und spielten dort mit den anderen Kindern. In dieser Zeit kehrten einige Soldaten zu ihrer Familie zurück. Mein Herz krampfte sich zusammen, als Wölfi mich fragte: "Warum kommt unser Vati nicht zurück?" -- Eines Abends, am 23. Juni 1945, ich weiß das Datum noch ganz genau, kam ich vom Bürgerbräu, um die Kinder von der Ernst-Mohrstraße zurückzuholen. Ein kleiner Junge kam mir aufgeregt entgegen und rief: "Ihr Mann ist da, er ist bei uns zu Hause." Es ist mir heute noch ein Rätsel, wie er es fertiggebracht hatte, uns in Heide/Holstein aufzuspüren. Wie lief ich voller Freude hin zu dem Haus in der Ernst-Mohrstraße, fand dort den endlich ersehnten Lebensgefährten wieder - aber, war er es noch? Schon bei der Begrüßungsumarmung, bei der ich natürlich die Tränen nicht unterdrücken konnte, empfand ich eine sonderbare reservierte Kühle, die von ihm ausging. Damals jedoch dachte ich nicht im geringsten daran, daß sich unser gemeinsames Schicksal an einer Wende befinden sollte. Ich war glücklich, die Kinder waren glücklich, überhaupt sahen wir die Welt nun mit ganz anderen Augen an. Wie wir aus unserem Elend hier herauskommen sollten, das war für mich im Augenblick nicht so wichtig, als vielmehr die Tatsache, daß Georg wohlbehalten zu uns zurückgefunden hatte. Als Georg jedoch erfuhr, daß wir uns hier in einer armseligen Lage befanden und er unsere dürftige Notunterkunft im Bürgerbräu teilen mußte, da merkte man bereits an seinem Verhalten eine sehr große Enttäuschung. Die Kinder waren selig, ihren langentbehrten Vati wieder zu haben, und an seiner Hand durch Heide zu gehen. Wir mußten dann natürlich unseren Mittagstisch aufsuchen, wir hatten ja keine andere Möglichkeit, und selbstverständlich gab es wieder braune Bohnen zu essen. Daraufhin erfolgte eine erstaunte Frage von Georg, ob wir das jeden Tag essen mußten. - - Wenn man mich heute so fragen würde, dann wüßte ich, wie man darauf reagieren würde. So war ich nur ratlos, was ich ihm in unserer elenden Situation dazu erklären konnte. Kam er denn aus einer Welt, in der sich nichts geändert hatte? Kam ihm unser Schicksal gar nicht zum Bewußtsein? Ja, irgendwie fühlte ich damals schon etwas Fremdes - vielleicht waren auch die trennenden Kriegsjahre schuld daran. - Aber das sollte doch kein Grund sein, wenn man einmal von Herzen zugetan war und nur auf den Tag des Wiedersehens gehofft hatte. -

Unsere damalige Situation war so: Der große Raum im Bürgerbräu diente uns nun als Unterkunft. Frau Ernst mit ihren vier Kindern und Tante Lina wurden in der größeren Hälfte untergebracht, und ich mit den Kindern hausten dann in der kleineren Hälfte. Ja, wir hausten, anders konnte man dies nicht bezeichnen. Hätte uns Frau Ernst nicht Matratzen aus ihrem Hause zur Verfügung gestellt, dann hätten wir auf dem blanken Fußboden kampieren müssen. Ich mußte sowieso unter dem Billardtisch mein Nachtlager aufschlagen, so beengt war alles. In der Mitte des Raumes befestigten wir Tücher, damit wir wenigstens für die Nacht unser "Milieu" für uns hatten. Wie gesagt, mit dieser Lage mußte sich auch Georg abfinden, obwohl - ich vermutete es später - hatte er sich anscheinend ein Wohlstandsparadies in Schleswig-Holstein bei uns vorgestellt. Ich bemerkte es an seinem ganzen enttäuschten Fragen, ob wir wirklich nur mit blanker Haut vom Schiff hruntergekommen wären. - Aber wir haben uns ja nun wieder gefunden- und meine Gedanken waren so: Wir sind ja noch jung und können mit einigem guten Willen wieder von vorn anfangen - der Krieg war ja aus - ich konnte arbeiten - und Polizei wurde auch in Schleswig-Holstein gebraucht. Damals begann für mich also - trotz unseres Elends - ein hoffnungsvoller Lebensabschnitt zu beginnen. Und die Kinder waren selig, ihren Vater wieder zu haben. Am Morgen nach dieser ersten Nacht der Wiederkehr von Georg gingen wir gemeinsam durch Heide, aßen zu Mittag noch die üblichen braunen Bohnen. Dann bemerkte ich eine plötzliche Unruhe von Georg. Schließlich meinte er, wegen der vielen Kontrollen und Streifen der Feldjäger wollte er sich noch einmal an den ausgehängten Bekanntmachungen in der Stadt orientieren. Gut, sagte ich, dann können wir alle wegen des schönen Wetters auf dem kleinen Hof zusammen Kaffee trinken - Brötchen holten die Kinder, und so gut es ging, deckte ich den winzigen, wackligen Tisch zurecht. "Ich bin gleich wieder zurück", rief Georg uns noch zu. -

Frau Kusche besuchte uns noch. Sie war mit uns aus Rowe geflohen - wir waren zusammen auf dem Schiff - und wir fanden uns nun hier in Heide. Wir warteten also, daß Georg zurückkam, um zusammen Kaffee zu trinken. Aber es verging eine Stunde, es vergingen zwei Stunden und noch mehr. Frau Kusche befürchtete, daß man meinen Mann verhaftet hätte, man konnte ja damals nie sicher sein, wenn ein Uniformierter sich auf der Straße befand. Wir hatten ein vages Gefühl. - Schließlich, als es immer später wurde, ging ich mit Frau Kusche zum Polizeirevier und meldete das Ausbleiben von Georg. Der Beamte war ebenfalls ratlos, denn wie sollte er uns helfen. Er meinte dann auch: "Ihr Mann hat die Nerven verloren und irrt nun, wie so viele andere auch, hilflos in der Gegend umher." Ich konnte mir das alles nicht erklären, da Georg beim Fortgehen in fröhlicher Stimmung war. - Später erst bekam ich zu wissen, daß seine mitgebrachte Freundin uns auf Schritt und Tritt beobachtet hatte und nun mit Georg das Weite suchte, d.h., sie schafften es, über den Kanal zu gelangen, der s.Zt. noch für Menschen gesperrt war. Ich weiß heute nicht mehr, wie ich das alles ertragen habe, - diese tiefen Demütigungen. - Aber nur meine beiden Kinder haben mich immer wieder aufrecht erhalten. Denn, was wäre aus ihnen geworden, wenn ich etwas Unbesonnenes getan hätte? Ihr Vater war ja auf und davon und hätte sie beide doch niemals zu sich genommen. -

Die folgende Zeit wurde für uns hart, ja, ich kann ein anderes Wort dafür nicht finden, denn wir befanden uns erst mal im tiefsten Elend und ebenso im tiefsten seelischen Zustand. Die Kinder begriffen es wohl gar nicht so recht, daß ihr Vater ohne Abschied auf einmal auf und davon war. -- Und auch heute noch meine ich, daß eine Aussprache ein besseres Licht auf ihren Vater geworfen hätte, als dieses feige Verschwinden. Ich habe damals zum ersten Mal begriffen, daß die äußere Schale Georgs, d.h., sein ganzes selbstbewußtes Auftreten mit dem Wertlegen auf glänzende Äußerlichkeiten, mir damals die Augen öffneten und ich zu der Erkenntnis gelangte, daß dies alles nicht den wahren Wert eines Menschen ausmachte. Man darf nicht alles mit dem Krieg entschuldigen, von Treue und Pflichtbewußtsein ist m.E. eine Ehe aufrecht zu erhalten. --

Aber das Leben ließ uns ja keine Zeit zum Nachdenken, der Kampf ums tägliche Brot und überhaupt um die nackte Existenz scheuchte uns hin und her. Die englische Besatzung demütigte uns auch in mancher Beziehung. Sie fühlten sich natürlich als die Herren, veranstalteten in den beschlagnahmten Häusern Parties etc. Meine Kinder kamen glücklich zu mir mit Weißbrotkranten, die die Tommies in die Mülleimer werfen ließen. Und die verschimmelten Kranten säuberten wir und aßen die noch gutgebliebenen Stückchen mit Heißhunger. Im Gasthaus Bürgerbräu im Schuhmacherort befand sich eine Großküche für die Flüchtlingsspeisung, wir konnten dort auch essen. Bald aber ging mein kleiner Barbetrag zu Ende, wovon sollten wir weiterleben? Ich hatte Glück, als mich auf meine An-frage bei der Küchenchefin diese zum Gespürsspülen einstellte. Wie war ich froh! Morgens um 7 Uhr bis nachmittags war Küchendienst - ein harter Job - mit Gummischürze und Holzpantinen. Aber es gab zu essen, nach Feierabend konnte ich für die Kinder einen Topf mit Essen mitnehmen. Meistens gab es aber auch hier noch die braunen Bohnen - aber sie machten uns satt. - Obgleich die Engländer noch immer das Haus von Frau Ernst besetzt hielten, gingen Jürgen und Wölfi zum Spielen nach der Ernst Mohr-Straße. Dort hatten sie viele Freunde gefunden, es war ja Sommer, und so konnten sie meistens barfuß laufen - Schuhe gab es nicht, auch nicht auf Bezugsschein.

Es gab nun inzwischen wieder etwas Schulunterricht in dem bis dato für ein Lazarett eingerichtetes Schulgebäude. Aber wie sah das aus? Es gab keine Schulbücher, keine Schreibhefte. Mit Mühe und Not erstanden wir eine Schiefertafel, auf der die Kinder ihre Schreibkünste üben konnten. Einen Schulranzen oder so etwas wie eine Tasche für die Schule hatten die Kinder auch nicht zur Verfügung. Ach, es war schon ein Jammer! Aber wir sahen einen Anfang. Wir waren ja schon in unserem moralischen Zustand so weit abgesunken, so daß wir für jedes Fetzen Papier dankbar waren. Meine Eltern hatten endlich von uns Nachricht, daß wir noch am Leben waren, und sie halfen uns auf unsere Bitten, für die Kinder irgendetwas Notwendiges zu schicken. Aber das war s. Zt. auch nicht wegen der Nachrichtensperre möglich. Ab und zu legten meine Eltern in ihren Briefen Schreibmaterial für die Kinder bei, denn Pakete waren noch verboten zu schicken. Und so lebten wir mit unserer Sehnsucht, nach Berlin zurückzukommen, weiter. - Eines Tages, ich weiß nicht mehr genau den Tag, kam Frau Ernst freudig mit der Botschaft, daß die Tommies ihr Haus wieder räumen würden. Ach, war das eine Freude, aus der primitiven Unterkunft im Bürgerbräu wieder herauszukommen. So zockelten wir denn mit dem kleinen Leiterwagen durch Heide wieder nach der Ernst Mohrstraße. Nun konnten wir wieder in einem Bett schlafen, wenn auch nur auf Strohsäcken mit Decken darüber. Wenn ich heute die Zeit mit der damaligen vergleiche - wie konnten wir es nur so durchhalten - aber man war jung und hatte den eisernen Willen zum Durchhalten und außerdem die Kraft dazu. -

So gut es ging, verlief nun unser tägliches Einerlei. Frau Ernst wachte darüber, daß die Kinder pünktlich zur Schule gingen, da ich ja früh um 7 Uhr in der Bürgerbräu-Küche sein mußte. Mittags holten mich dann die Kinder von dort ab, und ich hatte von der Köchin einen Topf mit restlichem Essen vom Mittagstisch erhalten. Es waren meistens braune Bohnen!! In der Ernst-Mohrstr. hatten die Tommies jedoch noch einige Häuser besetzt gehalten, in ihren Diensten standen auch einige Soldaten der deutschen Wehrmacht als Fahrer usw.. Darunter befand sich auch ein Berliner Soldat, der als Fahrer eingestellt war, Wichmann hieß er. Der sah uns mittags mit unserem Essentopf nach Hause kommen. Neugierig kuckte er einmal in den Topf hinein und sah kopfschüttelnd auf den Inhalt. Den Fraß müssen Sie essen? meinte er. Ja, er war ja infolge seines Dienstes bei den Engländern eine gute Verpflegung gewohnt. Ja, und da hatten wir in allem Elend wieder

eine Sternstunde durch einen Landsmann. Einige Tage später kam er mit einem englischen Sergeant vor der Bürgerbräu-Küche vorgefahren, sprach mit unserer Köchin, ob sie mich beurlauben könne - sofort - damit man mich in der englischen Messe einstellen könne. Nun, Frau Sommer, so hieß die Köchin, riet mir sofort zu, diese Chance zu ergreifen, denn im Bürgerbräu war harte Arbeit und karges Essen. So nahm denn das Schicksal seinen Lauf. - Ich mußte noch am gleichen Abend in der Messe anfangen, das Essen für die Offiziere aufzutragen. Aber ich hatte ja keine ordentliche Kleidung dafür. Ein schwarzes Kleid aus einer Spende des Roten Kreuzes, das auch nicht hin und her paßte und reichlich abgetragen war, hatte ich wohl. Und Frau Ernst gab mir dann noch eine weiße Schürze, damit ich wenigstens für den ersten Eindruck ordentlich einigermaßen aussah. Elf junge Offiziere saßen nun in dem Haus an der Maiglöckchenstraße in Heide an dem gedeck^{en} Tisch und warteten gespannt darauf, wie es mir gelingen würde, die Platten und Schüsseln zu servieren. Es war für mich ein furchtbarer Moment, als ich mit der ersten Platte in das Zimmer gehen mußte, die Augen der jungen Engländer sahen mich erwartungsvoll an, wie die German es wohl über die Runden bringen würde. Und siehe da, es gelang besser, als ich es erwartete, man rief mir zu: "Das war o.k., Frau Jung." Also konnte ich den Job behalten. Und dann traute ich meinen Augen kaum, als ich nach dem Abendessen in der Küche mit der Köchin, Frau Glemit, ein für meine damaligen Begriffe fürstliches Essen vorgesetzt bekam. Als ich dann an diesem Abend erschöpft von der Aufregung und dem vielen Abwasch und dem Aufräumen um 22 Uhr nach Hause gehen durfte, wurde mir noch dem Messeleiter mitgeteilt, dass ich meine zwei Jungen gerne mittags in der Küche ein warmes Essen geben durfte. Wer war glücklicher als ich? Aber die tägliche Umstellung war für mich gewaltig, morgens um 7 Uhr begann der Dienst, bis dahin mußte ich die Kinder für die Schule versorgt haben - die gute Frau Ernst achtete darauf, daß die Kinder morgens gepaßt wurden. -

Ich wollte eigentlich meine Erinnerungen noch weiter hiermit niederschreiben. Aber ich glaube, daß meine Söhne, wenn sie einstmals diese Blätter zu Gesicht bekommen, sich noch gut an die darauffolgenden Jahre erinnern werden. So beschließe ich heute diese Erinnerungen. Auch die anschließenden Jahre waren hart für uns Drei und nun, da Jürgen und Wolfram selbst eine eigene Familie haben und, wie ich meine, gut im Leben vorangekommen sind, wird mir bewußt, wie kompliziert es ist, die vielen Köpfe in der Familie zusammen zu halten. Und oft wird man als Mutter so sehr falsch verstanden und gnadenlos verurteilt. - Daher habe ich nun auch keine Lust mehr, weiter zu schreiben - ich überlasse es Euch, den Stab über mich zu brechen. - Oder vielleicht doch in Liebe an ihre Mutter zurückdenken?
Flensburg, Dienstag, den 12. März 1920.

./.

Die folgenden Jahre 1950-1974 hatte ich wiederum die Chance, mich auf einen neuen Beruf umzustellen. mit 43 Jahren war dies nicht so ganz einfach. Aber meine einmal erworbenen Kenntnisse im Anwaltsfach kamen mir dabei doch ein wenig zugute. So bestand ich dann mit Herzklopfen die Aufnahmeprüfung im KBA. Wie war ich froh, infolge meines bescheidenen Anfangsgehalts meine Jungs etwas finanziell unterstützen zu können. Es war nicht viel, aber ab und zu konnte man doch ein kleines Loch zustopfen. - Nun bin ich heute am Ende meines Berufslebens, glücklicher Rentner, zufrieden, wenn auch nicht in gesundheitlicher Hinsicht. Aber einmal nützt sich ja ein jedes Lebensalter ab, und auch damit muß man sich abfinden. In dieser Zeit lassen auch meine Kräfte nach, ich falle oft hin, worüber meine Söhne auch manchmal sich ärgern oder auch belustigen. Aber meine Beine sind ja noch immer seit der schweren Krankheit in meiner Kindheit geschwächt. Ich habe es mir nur nie so recht merken lassen.

Ich will damit nicht herausstellen, daß ich ein Held bin, denn man kann alles ertragen, was Gott uns aufgibt. Und so hoffe ich auch, daß meine Kinder und Enkelkinder alles von Gott Gegebene mit Geduld hinnehmen mögen! Und so verzeihe ich auch dem Vater meiner Söhne, daß er uns verließ, ich denke nicht im Zorn an ihn zurück - denn vielleicht wurde er auch vom Schicksal zu seiner Entscheidung geführt. Er muß ja selber mit diesem Leben fertig werden. -

Geschrieben am 26. Mai 1980

.....
Jung Jung